

Klopstock über die Alten.

Zu den in unserer vielbewegten Zeit auf geistigem Gebiete am lebhaftesten angeregten Lebensfragen gehört unter anderen auch der erneuerte Kampf der Humanisten und Realisten oder der Verfechter des Gymnasialunterrichts und der Realschulen, indem die Parteien, von verschiedenen und an sich wohlberechtigten Standpunkten ausgehend, jede für sich eine ausschließliche Berechtigung zur Jugendbildung beanspruchen und in der Hitze des Streites nicht die so nahe liegende Versöhnung der allerdings vorhandenen und nicht aufzuhebenden Gegensätze finden können. Daß nun überall, wo die Vorbereitung auf ein höheres Amt in Staat und Kirche oder einen Stand erzielt wird, welcher umfassende, auf altclassischen Grundlagen beruhende Fachgelehrsamkeit voraussetzt, oder überhaupt höhere, durch spätere akademische Studien zu vollendende Geistesbildung erlangt werden soll, die Gymnasien wegen der in ihnen allein oder doch vorzugsweise zu gewinnenden Kenntniß der alten Sprachen und der philosophischen Propädeutik ihre durchaus begründete Stellung auch in Zukunft behaupten werden, versteht sich von selber, und kann in dieser Rücksicht weder von Wettseifer noch von Rangstreitigkeit füglich die Rede sein. Andererseits jedoch sind die durch erfolgreiche Bearbeitung der sogenannten realen Wissenschaften, namentlich der Physik und Chemie, herbeigeführten Fortschritte in allen Zweigen der Gewerthätigkeit und des Kunstfleißes so großartig und vielumfassend, daß für jeden künftigen Techniker der in Gelehrtenschulen nur nebenher und darum verhältnismäßig nur oberflächlich erteilte Unterricht in den Realien sich als völlig ungenügend erweist, während das Gedächtniß des Zöglings mit einer Menge ihm für seinen vereinstigen Beruf unnützen Einzelheiten überbürdet, und seiner Geisteskraft eine ideale Richtung gegeben wird, welche nachmals mit der beabsichtigten, mehr mechanischen Werthätigkeit ganz unvereinbar ist. Aus dieser leicht zu gewinnenden Ueberzeugung muß dann auch die Entstehung und immer größere Vermehrung der Realschulen erklärt werden, welche in der Nothwendigkeit des Anbaues der realen Seite des Lebens, sowie in den unwiderstehlichen, zunächst sehr materiellen Strebungen des Zeitgeistes ihre Begründung und Berechtigung finden. Freilich gewinnt es hiermit den Anschein, als ob die Reals- und Gewerbeschulen nichts anderes seien als geistlose Abrichtungsanstalten, mehr geeignet zur Heranziehung ungebildeter Handwerker und stumpfsinniger, ganz in Erwerb und Genuß aufgehender Brodmenschen, als zur Erziehung und gedeihlichen Unterweisung einer freigebornen, mit den Anlagen zu allem Schönen und Guten von der Natur ausgestatteten Jugend, auf welche ein großer und hochgebildeter Staat, der als Träger der neueren Civilisation neben den mächtigsten daselbst, seine Hoffnung setzt, mit Recht erwartend, es werde die heranwachsende Generation neben gründlicher Fachkenntniß auch Tüchtigkeit der Gesinnung besitzen, wie sie aus echter Gottesfurcht, richtig geleiteter Einsicht und frühzeitiger Befreundung mit den zu er-

spriesslicher Thatkraft nachhaltig anregenden Gedanken und Empfindungen der ausgezeichnetsten Denker und Dichter hervorgeht. Aber gerade dieses, jeder wohlleingerichteten höhern Lehranstalt vorgesteckte Ziel wird auch von den Real- und Gewerbeschulen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln eifrigt verfolgt; und daß sie sich dieser Aufgabe nicht bloß bewußt sind, sondern auch die Lösung derselben unablässig und mit anzuerkennendem Erfolge erstreben, zeigt die aus ihnen hervorgegangene, wahrlich nicht kleine Zahl gesinnungstüchtiger und kenntnißreicher Männer in den verschiedensten Berufsfächern. Auch hat es nur bei einem so augenfälligen erfreulichen Resultat geschehen können, daß sich ihnen sowohl die Gunst des Publikums immer mehr zuwandte, als auch, daß die hohen, dem Unterrichte vorgeetzten Behörden nicht bloß ihre Anzahl vermehrten, sondern auch durch reichere Ausstattung ihre Leistungsfähigkeit erhöhten. Und in der That, sieht man auf Auswahl und Mannigfaltigkeit ihrer Lehrgegenstände, so darf man bei rechter Handhabung derselben die Förderung echt wissenschaftlicher Bildung mit allem Jure von ihnen erwarten. Wo gäbe es eine bessere Zucht des jugendlichen Geistes zur Erweckung der Denkkraft als die, von den unmittelbarsten Anschauungen und einfachsten Vorstellungen ausgehenden, in fünf gefonderten Klassen und damit ermöglichter stufenweiser Entwicklung, durch immer schwierigere Abstractionen bis zu den Eingängen der höheren Analyse fortschreitenden mathematischen Wissenschaften, während mathematische Geographie, Mineralogie, Technologie und die Anfänge der Astronomie die Anwendung der reinen Theorie zeigen und zugleich eine Fülle an sich wissenschaftlicher und im praktischen Leben nützlicher Kenntnisse gewähren, zu deren Benutzung der doppelte Unterricht im Linear- und freien Handzeichnen mitwirkt? und während die ins Einzelne gehende, durch Experimente und Excursionen unterstützte, Unterweisung in allen Haupttheilen der Naturwissenschaften einen reichen Stoff zur Verarbeitung bietet, verschleht sie zugleich den Eindruck auf das Gemüth nicht, welches sich durch Enthüllung der wunderbaren Wirkungen der Naturkräfte mächtig angezogen fühlt und zur selbstbewußten und darum auch um so aufrichtigeren und fest begründeten Verehrung des Schöpfers aller Dinge geführt wird: wahrlich eine breite und sichere Grundlage, auf welcher auch in der Schule die feste Burg der Religiosität von dem berufstreuen und kundigen Ausleger des Gotteswortes in wahrhaft gläubigem Sinne gegründet werden mag. Eine mächtige Stütze dieser religiös-sittlichen Erziehung bildet dann der Unterricht sowohl in der allgemeinen, von umfassenden geographischen Studien begleiteten Völker- und Staatengeschichte, in sofern dieselbe als Offenbarung Gottes in der Leitung der Menschengeschichte erscheint, als auch besonders in der vaterländischen, bei deren Vortrage sich dem Lehrer gleichzeitig die Gelegenheit bietet, durch lebendige wahrheitsgetreue Schilderung der wechselvollen Schicksale der eigenen Nation innige Theilnahme für dieselbe und Nachseiferung im Guten zur Verherrlichung des Vaterlandes zu bewirken. Wenn so für die materiale Seite des Jugendunterrichts nach allen Richtungen hin gesorgt ist, tritt der Sprachunterricht zur formalen Ausbildung hinzu, nicht ohne besondere Berücksichtigung des practischen Bedürfnisses durch Erlernung der beiden am weitesten verbreiteten fremden Sprachen, so daß die Gegenstände in ihrer Gesamtheit und gegenseitigen Durchdringung einen wohlabgeschlossenen Kreis des Wissens bilden, von welchem nicht abzusehen ist, warum er weniger als der, vorzugsweise linguistische Gymnasialunterricht zur Erzeugung humaner, das heißt doch wohl, dem Menschen als geistigem denkendem Wesen angemessener Geistesbildung geeignet sein sollte; zumal wenn noch als nützliche Ergänzung eine zweckmäßige Belehrung in der deutschen Litteraturgeschichte hinzukommt. Zweckmäßig aber wird sie nur dann genannt werden können, wenn sie sich nicht auf die Mittheilung und äußerliche Einprägung biographischer und chronologischer Notizen beschränkt, sondern auf Erweiterung des Gesichtskreises der in der obersten Klasse an Alter und Kenntnissen bereits vorgeschrittenen Jünglinge bedacht, dieselbe in das tiefere Verständnis der hervorragenden schriftlichen nationalen Denkmäler durch bündige Wort- und Sacheklärung einführt, wobei das sittliche Element, eben weil von dem Standpunkte des Schulunterrichts aus vorzugsweise auf die Gesinnung gewirkt werden muß, eine besondere Beachtung verdient.

Diese kann ihr auch um so leichter zu Theil werden, da unsere Litteratur einen unerschöpflichen Reichthum an sittenbildenden Darstellungen aller Art enthält. Die hieraus geschöpfte Erkenntniß wirkt aber auch darum tiefer und eindringlicher als sonstige moralische Vorträge, weil sie in gehobener, von Begeisterung geschaffener und solche wiederum weckender Dichtersprache in das hiefür besonders empfängliche Ohr des Jünglings tönt. Auch erweist sich unsere Litteratur gerade hierin als die ebenbürtige Racheiferin der griechischen, aus welcher sie, wenigstens auf ihrem gegenwärtigen Höhepunkte entsprossen ist. Aber eben diese Abhängigkeit der deutschen wie aller neueren Litteraturen von der griechischen, indem unsere gelungensten vaterländischen Erzeugnisse in Poesie und Prosa mehr oder weniger freie Nachklänge griechischer Musterbilder sind oder solche enthalten, bald nach Inhalt, bald nach Form, bald nach beidem zugleich, führt von selber auf eine Vergleichung mit den nachgeahmten klassischen Stellen oder Werken, welche innerhalb bestimmter Schranken nur vortheilhaft bei der zu belehrenden Jugend auf Erweckung und Belebung der Urtheilskraft wirken kann, während sie das Interesse an dem Gegenstande durch Nachweis der Quellen, aus denen unsere Meister geschöpft haben, offenbar erhöht. Mehr jedoch als die Hinweisung auf Einzelheiten leistet die vergleichende Beurtheilung der gesammten antiken Lebensanschauung, denjenigen Ideen gegenüber, welche hauptsächlich durch die Religion der neueren Völker, d. h. durch das Christenthum, die Träger des Daseins, die leitenden Grundsätze geworden sind, welche der modernen Civilisation, aller Mangelhaftigkeit der Neuzeit ungeachtet, das Gepräge veredelter höherer Gesittung verleihen.

I.

Von dieser sehr erhebenden Ansicht war zuverlässig auch Klopstock durchdrungen, als er in der Ode „An die Dichter meiner Zeit“ den bemerkenswerthen Ausspruch that:

„Die Neuern sehen heller im Sittlichen
Als einst die Alten sahen. Durch das reinere
Licht, diese reife Kenntniß, hebt sich
Höher ihr Herz wie das Herz der Alten.“

Erwägt man nun die tiefe Verehrung Klopstocks für das hellenische Alterthum, welche er so ergreifend im „Lehrling der Griechen“ mit den Worten ausgesprochen hat:

„Thränen nach besserem Ruhm werden Unsterblichen,
Jenen alten Unsterblichen,
Deren dauernder Werth, wachsenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt,
Ihn gefellen und ihn jenen Belohnungen,
Die der Stolze nur träumte, weihn;—“

erwägt man diese Verehrung, die sich vornehmlich auf die Vortrefflichkeit ihrer Litteratur und besonders auf den herrlichen Schatz ethischer Belehrung bezieht, die auch in den Erzeugnissen ihrer Poesie als ein unversteglicher Quell zur Veredelung aller nachfolgenden Zeitalter enthalten ist: — so muß der jugendliche Leser sich über jenen Ausruf wundern und sich zu der Frage veranlaßt sehen, was wohl der gedankenreiche, sittenreine Dichter gemeint haben könne. Eine auch nur beiläufige Beantwortung derselben führt zur Erkenntniß derjenigen Gebrechen, welche wesentlich dazu beitrugen, die schöne Blüthe des Hellenenthums so schnell abzustreifen und Erschütterungen vorzubereiten, welche in dem unvermeidlich gewordenen Umsturz mit der Freiheit zugleich auch die Gesittung begruben. Der größeren Anschaulichkeit wegen knüpfen wir unsere Erörterungen an zwei Tragödien des Sophokles, den *Oedipus* und *Philoktetes*, nicht gerade die größten Meisterwerke der tragischen Kunst, doch jedenfalls zwei gehaltreiche Dichtungen, welche zum Nachdenken vielfach anregen. Insbesondere wird sich zeigen, daß in diesen Stücken die drei Grundübel zur Sprache kommen, an denen die Grund-

festen der Sittlichkeit gerade damals zur Zeit der Aufführung erschüttert zu werden anfangen, nämlich der Abfall vom Glauben und die trotzig Ueberhebung der Menschen gegenüber dem Walten der Göttermacht (*ἕβρις*), ferner die scheelsüchtige Verfolgung jeder hervorragenden, dem Gemeinwesen dienenden Größe (*φθόρος*) und die immer weiter auch in der Staatslenkung um sich greifende Verleugnung der Wahrheit und Aufrichtigkeit im Denken und Handeln (*ψευδός*). Für unfruchtbar aber können wir solche Untersuchungen nicht halten, wenn wir das beherzigen, was Joh. Fr. Gronov von sich sagt: Ego a prima aetate in lectione veterum id potissimum habui, ut mei mores emendarentur, non ut apices et puncta librorum. Si interim frequenter legendo profecimus eo, ut genium capere scriptoris ipsumque sua mente et stilo donare possem, in lucro deputavi. Burm. Syllog. Epp. III, p. 3. — Indes ist es keineswegs diese paränetische Rücksicht allein, welche den Interpreten veranlassen sollte, in dergleichen Erörterungen einzugehen, sondern die Nothwendigkeit zumeist, hiermit in das Verständniß des sittlichen Geistes einzuführen, wie er sich in den schriftlichen Denkmälern des Alterthums kund giebt, welchen zu erfassen der Jugend um so weniger überlassen werden kann, als eine richtige Auffassung nicht selten auch von namhaften Auslegern verfehlt wird. Besonders will mich bedünken, daß die sogenannte Tendenz der Tragödien, indem man von der Ansicht ausgeht, der Dichter habe in jedem Stücke irgend einen moralischen Satz (*tabula docet*) zur Anschauung bringen wollen, dem Mißverständniß am häufigsten ausgefetzt sei. Wir suchen dies sofort an einem naheliegenden Beispiele zu begründen. Auch wir nämlich theilen nach unserem bescheidenen Dafürhalten die lobende Anerkennung, welche des gelehrten Schneidewin Ausgabe des Sophokles gefunden hat und sehen ein wesentliches Verdienst darin, daß er die Sacherklärung mit besonderem Fleiße behandelt und in den Geist jener Meisterwerke die heranzubildende Jugend einzuführen bemüht ist: ein schwieriges Unternehmen, bei welchem wegen der Möglichkeit abweichender Ansichten kaum eine allgemeine Zustimmung überall zu erwarten steht. Wir geben unsere entgegenstehenden Bemerkungen deshalb auch nur als ein Bedenken, es dem Leser überlassend, ob er unsere Beweisführung für genügend halte. Im ersten Bande, in der Einleitung S. 6 heißt es: „Sein Ajax zeigt uns, wie Vermessenheit gegen die Götter, mag sie auch durch Ueberwallen jugendlichen Kraftgefühls entschuldigt werden, selbst den Tadellofesten zu Grunde richtet, und daß nur der freiwillige Untergang des Helden ihn mit den göttlichen Mächten versöhnt, daß endlich nach abgebüßtem Unrecht die unverfälschte Heldenehre der gebührenden Achtung theilhaftig wird.“ Sonach hätte diese Tragödie drei verschiedene, obwohl mit einander zusammenhängende Wahrheiten darzutun: 1) daß Unehreerbietung gegen die Götter ins Verderben führe, 2) daß freiwillige Selbstaufopferung die Götter versöhne, 3) daß der Held nach abgebüßter Schuld auch die irdische Anerkennung seiner sonstigen Trefflichkeit finde. In wiefern nun dies mit der Dekonomie des Stückes und den darin enthaltenen ausdrücklichen und unzweideutigen Aussprüchen des Dichters übereinstimmt oder unverträglich ist, wird aus Folgendem erhellen. Zuvörderst müssen wir uns darüber verständigen, daß der Ajax des Sophokles nach aristotelischen Grundsätzen für kein vollendetes Drama gelten kann. Erstens nämlich sollen zwar Furcht und Schrecken in jeder Tragödie erregt werden, aber nicht sowohl durch den sinnlichen Anblick, als vielmehr auch ohne daß dem Zuschauer schreckliche Scenen vorgeführt werden: *ἔστι μὲν οὖν τὸ φοβερὸν καὶ ἐλεεινὸν ἐκ τῆς ὄψεως γίνεσθαι, ἔστι δὲ καὶ ἐξ αὐτῆς τῆς οὐσιότητος τῶν πραγμάτων, ὅπερ ἔστι πρότερον καὶ ποιητοῦ ἀμείνονος· δεῖ γὰρ καὶ ἀνευ τοῦ ὄραν οὕτω συνεστάναι τὸν μῦθον, ὥστε τὸν ἀκούοντα τὰ πράγματα γινόμενα καὶ φράττειν καὶ ἐλεεῖν ἐκ τῶν συμβαινόντων, τὸ δὲ διὰ τῆς ὄψεως τοῦ το παρασκευάζειν ἀτεχνότερον.* Poet. XIV. Nun aber ersticht sich nicht bloß Ajax auf der Bühne vor den Augen der Zuschauer, sondern der Leichnam wird auch nachher noch einmal enthüllt, offenbar um einen tragischen Effect hervorzubringen: *Ἦ ἐκάλυπον ὡς ἴδω τὸ πᾶν κακόν ὃ δνοθέατον ὄμμα!* v. 1003. Dergleichen liebt Sophokles. So wird in der Elektra der Leichnam der Klytämnestra aus dem Palast gebracht und ihm die verhüllende Purpurdecke

herabgezogen: *χαλάτε πᾶν κάλυμ' ἀπ' ὀφθαλμῶν*. Electr. 1469, und in der Antigone trägt Kreon den Leichnam des Hämön herbei, der von selbstmörderischem Blute triefet. Zweitens kann bemerkt werden, daß Aristoteles bei der Aufzählung der Arten der in einer Tragödie vorkommenden Ermordungen wohl Brudermord, Vatermord, Kindermord, Muttermord anführt, den Selbstmord aber nicht erwähnt, und wie mir scheint, nicht aus Vergessenheit, sondern als unpassend für den eigentlichen Helden der antiken Tragödie. Es kommen zwar Selbstmorde genug auch beim Sophokles vor, aber nur von Nebenpersonen und meist Weibern. Antigone freilich erleidet eigentlich einen doppelten Tod, denn sie wird lebendig begraben und erhängt sich. Daß aber die Athener den Selbstmord unter allen Umständen für unmännlich und für eine entehrende Frevelthat hielten, geht schon aus ihrem Gesetz über die Selbstmörder hervor: *ἐάν τις αὐτὸν διαχρήσῃται, τὴν χεῖρα τὴν τοῦτο πράξασαν χωρὶς τοῦ σώματος δάπιομεν*. Aeschin. in Ctesiph. p. 189. Drittens sagt Aristoteles zwar, der Held soll einen Fehler begangen haben, wodurch er ins Unglück geräth, aber es muß doch ein solcher sein, der auch wiederum entweder eine Entschuldigung zuläßt, wie bei Oedipus, der meist aus Unwissenheit feilt, oder bei der Antigone, deren Vergehen gewissermaßen den Stempel der höheren Tugend trägt, *ὅσα πανουργήσασα*, oder bei Orest, der ein an sich gerechtes Strafgericht übt und von einem der oberen Götter dazu bevollmächtigt. Mit diesen tragischen Helden verglichen, steht Ajax sehr im Nachtheil; er ist ein muthwilliger Gottesverächter, der ganz ohne Noth die Götter insgesammt beleidigt, indem er meint, er bedürfe ihres Beistandes nicht. Er erweist sich hiermit nicht einmal so einsichtsvoll wie Peisistratos, der jüngste der Söhne des Nestor, welcher sagt: *πάντες δὲ θεῶν χατέουσι ἄνθρωποι*. Odyss. γ. 48. Ajax dagegen, als sein Vater ihn frommgesinnt belehrt: *τέκνον, δορὶ βούλου κρατεῖν μὲν, σὺν θεῷ δ' αἶε κρατεῖν*, erwidert, daß er das Vertrauen hege, auch ohne die Götter Ruhm zu erwerben: *ἐγὼ δὲ καὶ δίχα κείνων πέποιθα τοῦτι ἐπιπάσειν κλέος*, eine Aeußerung, worin nach den Worten des Dichters, *ὁ δὲ ὑπερκόμματος κάκρονος ἠμεύρατο*, ebenso viel Unbedachtsamkeit als Selbstüberhebung liegt, und gegen die Athene, während sie ihm wohlgemeinten Rath erteilt, benimmt er sich hochfahrend und zurückstoßend, indem er ihr gerade heraus sagt, sie solle sich um Andere, nicht aber um ihn bekümmern. Mit einem solchen Manne können wir nicht füglich Mitleid haben; wenn er ins Unglück geräth, werden wir es nur für verdiente Strafe und muthwillig herbeigeführtes Verderben halten, wie schon Sophokles den Neoptolemos sagen läßt: *ὅσοι δ' ἐκούσλοισιν ἐγκείνται βλάβαις | ὥσπερ σὺ, τοῦτοις οὐτε συγγνώμην ἔχειν | δίκαιόν ἐστιν οὐτ' ἐποικτεῖσθαι τινά*. Philoct. 1318, seqq. Wenn daher Aristoteles sagt, der Charakter des tragischen Helden überrage ebenso sehr das gewöhnliche Maß menschlicher Vollkommenheit, als die Personen in der Komödie hinter derselben zurückbleiben, *ἐν τῇ αὐτῇ δὲ διαφορᾷ καὶ ἡ τραγῳδία πρὸς τὴν κωμῳδίαν διέστηκεν*: *ἡ μὲν γὰρ χείρους, ἡ δὲ βελτίους μιμῆσθαι βούλεται τῶν νῦν*. Poet. II. p. 7. ed. Herm., so leidet dies auf den Ajax keine Anwendung, denn nicht was er außerhalb der Tragödie Heldenmüthiges gethan und beabsichtigt hat, kommt in Betracht, sondern was er jetzt will und durchführt. Viertens, und hiermit kommen wir der Hauptsache näher, tritt bei dem Mißgeschick des Ajax der Fall ein, auf welchen schon Platon in den Gesetzen bei Erwähnung des Selbstmordes Bedacht genommen hat: nämlich der Mann schämt sich seiner Raserei, die auch ohne Athenes Dazwischenkunft eine natürliche Folge seines überspannten Ehrgeizes sein mußte, wie alle Leidenschaft, auf die Spitze getrieben, zuletzt in Nartheit ausartet. Seine That des Heerdenmordes und der Kinderzüchtigung, als gälte es seinen Feinden, ist nicht bloß ein Vergehen, sondern zugleich auch eine Lächerlichkeit; — der Franzose sagt: *c'est plus qu'un crime, c'est ridicule* — und davor hat sich, je höher Einer steht, um so mehr zu hüten; eine Ungerechtigkeit verzeihen Fürsten sich und Andre ihnen schon leichter, wie Sophokles den Agamemnon v. 1350, sagen läßt: *τόν τοι τύραννον εὐσεβεῖν οὐ ῥάδιον* womit er sich entschuldigt, wenn etwa in der Strafe der Nichtbestattung, die er über Ajax verhängt, etwas Unrechtes liegen sollte. Kurz, Ajax hat sich in eine Lage gebracht,

worin es für ihn besser ist zu sterben, als mit Schimpf zu leben: ἢ καλῶς ζῆν ἢ καλῶς τεθνηκέναι τὸν εὐγενῆ χροῖ, sagt er selber, v. 479, seq. und, wohl zu merken, dies ist auch der einzige Grund, welcher ihm den Entschluß zum Selbstmorde eingiebt, wie er in der umständlichen Selbstbetrachtung, v. 430—480, unumwunden darlegt; er bezeichnet diesen Entschluß als die Ermuthigung zu einer That, welche seinem Vater beweisen soll, daß er an mannhaft kühnem Sinn kein entarteter Sprößling von ihm sei: μή τοι γούσι γ' ἀσπλῆγχνος ἐκ κείνου γεγώς, v. 472. Daß er die von ihm beleidigten Götter durch den freiwilligen Tod zu versöhnen beabsichtige, erwähnt er mit keiner Sylbe. Wenn daher Schneidewin in der oben angeführten Stelle sagt, „in dieser Tragödie zeige sich, daß nur der freiwillige Untergang des Helden ihn mit den göttlichen Mächten versöhne“, so kann dies nicht auf den Ajax bezogen werden, weil er eben eine solche Versöhnung hiermit gar nicht beabsichtigt; denn nicht um sich von der Verschuldung zu sühnen, stirbt er, sondern um der Schande mit Eins und für immer zu entfliehen. Daß der Dichter selber eine ganz andre Ansicht von der Sache hat als sein Ausleger, geht auch aus Folgendem hervor. Als nämlich Ajax seine Absicht zu sterben, wenn auch nicht geradezu, doch deutlich genug kund gegeben hat, läßt der Dichter den Chor sagen — Schneidewin freilich glaubt die Worte vielmehr der Tekmessa zuweisen zu müssen, was indeß nichts zur Sache thut —: „Sprich bedächtiger! hüte dich das Unheil dadurch zu vergrößern, daß du für das Uebel ein übles Heilmittel wählst“, also ein übles Heilmittel, νακὸν ἄκος ist der Selbstmord, nicht eine Versöhnung der Götter. Auch gewinnt Ajax selbst bereits in Leiden verstrickt, nicht die Ueberzeugung von der Unrechtmäßigkeit seiner früheren Denkungsart, wie etwa Kreon in der Antigone, durch die Ereignisse belehrt, ausruft: δέδοικα γὰρ μὴ τοὺς καθεστῶτας νόμους | ἀριστον ἢ σόζοντα τὸν βίον τελεῖν, v. 1113, seq. Ajax dagegen zeigt keine Spur von Reue; im Gegentheil, seine vorgebliche Versöhnung, v. 654, seqq. mit der Athene ist nur Verstellung, ein Vorwand, um sich den Augen der Menge zu entziehen und unbemerkt den Selbstmord am einsamen Gestade zu vollbringen. Nicht minder frevelmüthig gegen die Götter äußert sich Teukros, der ihnen alles Unheil Schuld giebt: ἐγὼ μὲν οὖν καὶ ταῦτα (sc. τὰ κακὰ) καὶ τὰ πάντα ἀεὶ φάσκομι' ἀν' ἀνθρώποισι μηχανᾶν θεούς, v. 1036. Will man demnach durchaus einen herrschenden Hauptgedanken in dieser Tragödie finden, so kann es nur der oben erwähnte erste sein, daß nämlich Ueberhebung der Menschen den Göttern gegenüber (ὑβρις) ins Verderben führe. Und allerdings lag dem frommgesinnten Sophokles die dramatische Behandlung eines solchen Gedankens nahe genug, wenn er den mit der sogenannten neuen philosophischen Bildung seiner Zeit immer mehr um sich greifenden, alle sittlichen Bande lösenden Unglauben erwog, nach welchem die vormalige Ueberzeugung von dem Dasein der Götter allgemach zum Ammenmärchen herabsank, was der Komiker mit bedenklichem Spott auf der Bühne geißelte: ποῖος Ζεὺς; οὐ μὴ ληρήσεις· οὐδ' ἔστι Ζεὺς. Artstoph. Nub. 367, oder gar, wenn er in den Thesmophoriazusen die Kranzhändlerin sagen läßt, sie verkaufe jetzt nicht mehr die Hälfte der Kränze, seitdem Euripides den Männern vorgeredet habe, es gebe keine Götter: νῦν δ' οὗτος ἐν ταῖσιν τραγῳδίας ποιῶν | τοὺς ἀνδρας ἀνεπέπεικεν οὐκ εἶναι θεούς, v. 450, seq. ed. Dind.

Was nun aber den letzten Punkt, die Ehrenrettung des Ajax anbetrifft, so scheint zu einer solchen Annahme der Schluß der Tragödie, die Wechselreden über die Bestattung, Veranlassung gegeben zu haben. Es werden nun zwar allerdings hierbei von Teukros die Verdienste seines Bruders geltend gemacht und auch Odysseus gesteht zu, daß Ajax der tapferste nach Achilleus gewesen sei; jedoch — und hierauf kommt Alles an — die Atriden überhäufen ihn mit nicht zurückzuweisenden Vorwürfen und Agamemnon, bei dem die höchste Entscheidung ist, bleibt dabei, jener habe die Bestattung nicht verdient; wenn er doch zuletzt daren willigt, so thut er es nicht aus Anerkennung für den Ajax, sondern lediglich aus Gefälligkeit und Nachgiebigkeit gegen Odysseus, was er ja mit deutlichen Worten ausspricht, indem er zu dem letzteren gewendet, sagt:

ἀλλ' εὐ γε μέντοι τοῦτ' ἐπίστασ', ὡς ἐγὼ
 σοὶ μὲν νέμοιμ' ἄν τῆσδε καὶ μείζω χάριν·
 οὗτος δὲ κακὴν κἀνθάδ' ὦν ἐμοίγ' ὁμῶς
 ἔχθιστος ἔσται· σοὶ δὲ δρᾶν ἔξεσθ' ἂ ἤχοῃς. v. 1370, seqq.

Ein solcher Schluß kann nach meinem Dafürhalten für keine „gebührende Anerkennung der unverehrten Heldenehre“ gelten, um so weniger da selbst Odysseus, dem hier eine auffallend großmüthige Rolle zugewiesen wird, als Hauptgrund für die Bestattung des Ajax nicht die Rücksicht auf diesen und sein Verdienst, sondern auf die Götter und deren Sägung hervorhebt: „nicht gegen Ajax sowohl würde Agamemnon sich vergehen als gegen die Gesetze der Götter“, οὐ γὰρ τι τοῦτον, ἀλλὰ τοὺς θεῶν νόμους | φθείροισ ἄν. v. 1343. Aehnliches wird bekanntlich in der Antigone für die Bestattung des Polyneikes angeführt, der daselbst als Feind der Vaterstadt anerkannt worden war. Nach allem Diesem kann es bei unbefangener Würdigung keinem Zweifel unterliegen, daß nach einer längst ausgesprochenen und auch von G. Hermann nicht bestrittenen Ansicht (S. Herm. Commentar. ad Aristot. de arte poetic. libr. p. 122.) jener ganze letzte Akt von 1044 bis zu Ende nichts weiter als ein Nothbehelf ist, um dem Stücke, welches mit dem Tode des Ajax schließt, die conventionelle und darum nothwendige Länge zu geben, während es seiner ganzen Anlage nach zu kurz war. Es ist dies um so einleuchtender, da jenes Todtengericht, wie man es nennen könnte, sich sehr wohl dazu eignete, dem Dichter den Beifall des Publikums zu sichern. Ganz richtig bemerkt ein gründlicher Gelehrter hierüber: saepe poetas splendidis episodiiis favorem spectatorum captare studuisse, was mit einem zungenfertig und rücksichtslos geführten Rechtsstreit, wobei noch oben drein die Lacedämonier in der Person ihres Königs Menelaos sich arge Dinge sagen lassen mußten, vor den prozeßliebenden und mit den Lacedämoniern im Kriege begriffenen Atheniensern am besten zu erreichen war. Eine ganz ähnliche Diatribe finde ich bei Euripides, Andromache, 591, seqq. ed. Pfugk, wo Menelaos dem Pelens zur Zielscheibe ehrenrühriger Schmähungen dienen muß.

Die am meisten pathetische Stelle, nämlich das Zwiegespräch des Ajax und der Tekmessa, worin diese ihn bittet, sich am Leben zu erhalten für sie, sein sonst verlassenes und der Knechtschaft mit allen ihren Drangsalen preisgegebenes Weib, sowie für ihren gemeinschaftlichen Sohn, den Eurysakes, verfehlt großen Theils den Zweck der Nührung bei dem Zuhörer, da sie eine allzu auffallende, um nicht zu sagen slavische Nachahmung der Abschiedsscene von Hector und Andromache im sechsten Buche der Ilias ist: erborgte Worte und Wendungen können aber eben so wenig als entliehene Thränen wahres Mitleid erwecken. Dazu kommt daß Homer, qui nil molitur inepte, den Hector dort in ein viel günstigeres Licht gestellt hat, da er denselben nur deshalb als unbeugsam bei den Bitten seines Weibes einführt, weil es sein Beruf ist, er dazu unterrichtet worden ist, stets brav zu sein und als Vorkämpfer unter den Trojanern zu streiten, und des Vaters hohen Ruhm und seinen eigenen zu bewahren:

ἐπεὶ μάθον ἔμμεναι ἐσθλὸς
 αἰεὶ, καὶ πρότοιαι μετὰ Τρώεσσι μάχεσθαι,
 ἀρνύμενος πατρός τε μέγα κλέος ἢδ' ἐμὸν αὐτοῦ.

So reißt er sich mit tiefstem Schmerze aus der Umarmung der Seinen, um die gemeinsamen Feinde Trojas abzuwehren und die immer drohender heranziehenden Gefahren, wenn nicht abzuwenden, doch aufzuhalten; denn dies eben bewirkt bei uns eine um so größere Nührung, daß er die feste Ueberzeugung hat, nicht bloß er gehe in den unvermeidlichen Tod, sondern er werde auch mit dieser Selbstaufopferung den Untergang der Vaterstadt nicht hindern können, indem er mit weissagendem Geiste die erschütternden Worte spricht: Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs. Wie aber Ajax? Er geht, um an sich selber ein verdientes Strafgericht zu vollziehen. Denn die von den Atriden erlittene Kränkung mußte er, wenn auch nicht ruhig hinnehmen, doch gelassener ertragen und jedenfalls sich den Beschlüssen der Fürsten unterwerfen,

gerade so wie Achilleus, dessen Waffenrüstung Ajax für sich verlangte, als wäre er derselben am würdigsten, vormals selbst im heftigsten und gerechtesten Zorne, dem Agamemnon gegenüber, das schon erfasste Schwert wieder in die Scheide barg und nicht gegen den Völkerfürsten gebrauchte, „dem zu gehorchen Pflicht ist auch im Kleinen, in allem Rechten und — auch im Gegentheile“, *ὄν πόλις στήσει, τοῦδε χρῆ κλύειν | καὶ σικερά καὶ δίκαια καὶ τάναντία*. Soph. Antig. 666 seq. Ajax hat nie auf die Worte des Gebieters hören wollen, *οὐ γὰρ ἐστὶ ὅπου λόγων ἀκούσαι ζῶν ποτ' ἠθέλησ' ἐμῶν*, v. 1069 seq. und so erweist sich auch der Vorwurf als begründet, der ihm von Menelaos gemacht wird, daß es nämlich eine schlechte Gesinnung verrathe, wenn ein Mann aus dem Volke nicht auf die Obrigkeit hören wolle, *καίτοι κακοῦ πρὸς ἀνδρός, ἀνδρὰ δημότην | μηδὲν δικαιοῦν τῶν ἐφεσιώτων κλύειν*, v. 1071 seq. Sehr treffend ist auch die im Folgenden enthaltene weitere Begründung, daß es nämlich mit den Gesetzen in einem Staate schlecht bestellt sei, wenn keine Furcht vor ihrer Verletzung warnt, und so könne auch kein Kriegsheer zweckmäßig angeführt werden, wenn nicht das Volkswort ehrerbietiger Scheu und Zurückhaltung demselben einwohne: *οὐ γὰρ ποτ' οὐτ' ἂν ἐν πόλει νόμοι καλῶς | φέροιντο ἂν, ἔνθα μὴ καθυστήρηθ' ὀπίσθε | οὐτ' ἂν στρατός γε σωφρόνως ἄρχοιτ' ἔτι | μηδὲν φόβου πρόβλημα μὴ εἰδοῦς ἔχων*, v. 1073, seqq., womit der Dichter im Vorbeigehen seinen turbulenten Mitbürgern eine ihnen damals sehr nothwendige und heilsame Belehrung giebt. Daß übrigens Sophokles sich die Atriden wirklich als Herrscher dachte, geht auch aus Philoct. 6, hervor, wo sie *οἱ ἀνάσσοιτες* heißen, von denen die Anderen Befehle anzunehmen haben, wie Odysseus von sich sagt:

*Πολίτιος νότον ἐξέθηκ' ἐγὼ ποτε,
ταχθεὶς τὸδ' ἐρθεῖν τῶν ἀνασσόντων ὑπο.*

Aus dem Obigen erhellet, daß der Charakter des Ajax absichtlich von Sophokles, um ihn für die ethischen und politischen Beziehungen der Tragödie geeigneter zu machen, anders gezeichnet worden ist, als er uns im Homer erscheint. Bemerkenswerth ist eine andere Abweichung, welche sich der tragische Dichter erlaubt oder nicht erlaubt hat, je nachdem man die gewöhnliche Lesart beibehält oder mit Hermann und Schneidewin verwirft. Es wird nämlich angenommen, daß die gegenseitigen Geschenke, welche sich Ajax und Hector gemacht hatten, indem jener diesem einen Gürtel gab, wofür er dessen Schwert empfing, Beiden in so fern verderblich wurden, als Hector an eben diesem Gürtel von Achilleus um die Mauern Trojas geschleift ward, während Ajax sich mit jenem Schwerte selber den Tod gab. Sophokles läßt nun den Deukros sagen:

*Ἐκίωρ μὲν, ᾧ δὴ τοῦδ' ἐδωρήθη πάρα
ζωστήρι προθεὶς ἑπικῶν ἐξ ἀντύγων,
ἐκνάπτει αἰὲν, εἶτ' ἀπέψυξεν βίον*, v. 1029, seqq.

Nach dieser gewöhnlichen und, wie wir gleich zu zeigen gedenken, einzig richtigen Lesart müßte angenommen werden, daß Hector noch lebend an den Wagen gebunden und zu Tode geschleift worden sei. Schneidewin sagt nun, „der Text mußte nach Hermann geändert werden in: *ἐκνάπτει, αἰὼν' εἶτ' ἀπέψυξεν βίον* er wurde geschleift, nachdem er sein Leben (αἰὼνα βίου?) bereits verhaucht hatte“. Angenommen jedoch, man könne *αἰὼνα βίου ἀποψύχειν* sagen, obgleich darin ein um so härterer Pleonasmus liegt, da *ἀποψύχειν* schon allein für sich „das Leben verhauchen“ heißt, so widerspricht doch der aus der Emendation sich ergebende Sinn geradezu dem klaren Gedanken des Dichters. Nämlich der Gürtel soll dem Hector gerade so verderblich gewesen sein, wie dem Ajax das Schwert des Hector. Wird nun dieser an dem Gürtel zu Tode geschleift, so macht das ungefähr denselben Eindruck, wie wenn Ajax sich mit dem Schwerte des Hector das Leben nimmt. Und diese Ähnlichkeit beabsichtigt der Dichter offenbar, da er den Deukros mit den Worten darauf hinweisen läßt, *σκέψασθε πρὸς θεῶν τὴν τύχην δυοῖν βροτοῖν*, und nach den Worten *εἶτ' ἀπέψυξεν βίον* auf den Ajax übergehend: *οὗτος δ' ἐκείνου τήνδε δωρεάν ἔχων | πρὸς τοῦδ' ὄλωλε θανάσιμῳ πεσῆμαι*. Was aber Schneidewins Bemerkung betrifft, daß Achill so grausam nicht ge-

schildert werden konnte, um den noch lebenden Hektor zu schleifen, so kann dieser Einwurf wohl kaum im Ernste gemeint sein; denn Achill raft ja förmlich beim Homer. Abgesehen von der Wuth, die er im Kampfe zeigt und die Homer in ihrer verheerenden Wirkung mit einer entsetzlichen Feuersbrunst vergleicht: „Wie ein gewaltiger Brand wild stürmt von dem dürren Gebirg her Durch die gekrümmeten Thal, und entflammt ist tief das Gehölze; Ringshin wälzet der Wind die empörete Glut im Gewirbel: So mit dem Speer rings tobte der Wüthende, gleichwie ein Dämon, Scheuend die Opfer des Mords, und von Blut schwarz strömte das Erdreich“, — abgesehen davon, schlachtet er ein Menschenopfer von zwölf Jünglingen, und was thut er nicht in seinem rasenden Schmerze? giebt er doch deutlich zu verstehen, daß er nicht übel Lust habe, den Hektor lebendig zu zerstückeln und die abgehackten Fleischstücken roh aufzussen, *ὡμ' ἀποταμνόμενον κρέα ἐδμεναι*, II. XXII, 347. Darum paßt auch die Schilderung bei Horaz auf ihn: *Impiger, iracundus, inexorabilis, acer, | Jura neget sibi nata, nihil non arroget armis. Ad Pison. 121, seq.* Wie nüchtern und der beabsichtigten Wirkung entgegen wäre nicht der Zusatz „nachdem er sein Leben verhaucht hatte“? Was wäre denn dann noch Schreckliches vom Gürtel vollbracht worden, zumal man sich unwillkürlich aus dem Homer erinnert, daß das Schleifen keinerlei Entstellung des Leichnams bewirkte?

Als Grund der Vertauschung von *αἰὲν* gegen *αἰῶνα* wird auch der angegeben, daß *αἰὲν* an dieser Stelle matt sei. Das ist aber gar nicht der Fall, da es die Bedeutung von *συνεχῶς* hat. Indes wäre es auch entbehrlich, so würde darin noch keine Berechtigung zu seiner Ausmärzung liegen, da es an unzähligen unbesrittenen Stellen vorkommt, wo es allerdings entbehrlich und pleonastisch ist; so v. 836: *καλῶ δ' ἀρωγοὺς τὰς ἀεὶ τε παρθένους | ἀεὶ δ' ὀρώσας πάντα τὰν βοότοισ πάθη*, wo wenigstens das zweite *ἀεὶ* logisch genommen überflüssig ist, denn wenn die Erinyen alle Leiden sehen, so sehen sie auch immer was Leidvolles geschieht. Ebenso: *τὰν ἀπανστον αἰὲν ἐμοὶ δορυσοσῆτων μόχθων ἴταν ἐλάγων*, v. 1186, wo jedenfalls *αἰὲν* schon in *ἀπανστον* enthalten ist. Wer möchte aber noch an pleonastischer Fülle Anstoß nehmen, wenn er auch nur folgende, aus eben dieser Tragödie entnommene Stellen gelten lassen muß: *τάχ' ἂν ἐξαίρνης, εἰ σὺ φανείης, σιγῇ πῆξειαν ἄφρωνοι*, v. 170, seq. und *τί τήνδ' ἀκλητος, οὐδ' ὑπ' ἀγγέλων | κληθεὶς ἀφροῦς πείραν, οὔτε τοῦ κλύων | σάλπιγγος*; v. 289, seq. was gehst du ungerufen hinaus, weder von Boten gerufen, noch auch, u. s. w. und *κάπειτ' ἐλάσας αὐθις ἐς δόμους πάλιν*, v. 305, und *γυμνὸν φανένια τῶν ἀριστείων αἴερ*, v. 464, und *ἀμφὶ μὲν νεῶν ἀκροῖσιν ἤδη ναυτικοῖς ἐδωλοῖς*, v. 1276. Ein Pleonasmus anderer Art ist: *θανὼν Ἀντίλοχος ἀντὶ φροῦδος, ὅσπερ ἦν γόνος*, Philoct. v. 425, „dem Nestor ist durch den Tod Antilochos entrisen, der sein Sprößling war“, womit man vergleicht: *κλύω Φοῖβου τε καὶ τοῦ Ζηνός. ὅς κείνου πατήρ*, wobei von den Auslegern die naive Bemerkung gemacht wird, daß jene Zusätze eine der Zuhörer wegen gegebene Erklärung enthalten; als ob griechische Zuhörer, denen man das Verständniß der auch für sie schwierigen Chorgesänge zutraute, erst noch darüber belehrt werden müßten, daß Antilochos der Sohn des Nestor oder Phöbos der Sohn des Zeus war. Nicht minder pleonastisch klingt es, wenn Oedipus beim Euripides, Phoen. 1597, sagt, ein Orakel des Apollo habe ihn schon vor der Geburt als künftigen Mörder seines Vaters bezeichnet:

*ὄν καὶ πρὶν εἰς φῶς μητρὸς ἐκ γονῆς μολεῖν,
ἄγονον Ἀπόλλων Λαίῳ μ' ἐδέσπισεν
φονέα γενέσθαι πατρός.*

Das Stärkste in dieser Art dürfte in den Worten liegen: *ἀλλὰ τὴν ἀρχὴν ἀφεῖς, πρὸς τὴν τελευταίην ὑστέραν οὐσαν φέρει*. „den Anfang übergehend, eilst du zum Ausgang, der später ist“. Eurip. Androm. 393. Indes wie häufig auch diese und ähnliche Pleonasmen sein mögen, so haben sie bei unbefangener Betrachtung meist nichts Anstößiges, indem sie größtentheils in dem Zwang des Verses oder in dem Streben nach ungezwungener Natürlichkeit im Dialog ihre Entschuldigung finden. Es giebt aber bei den Tragikern noch eine andere Art

von Worthäufungen, die uns Deutschen beim Lesen nicht bloß auffallen, sondern geradezu unerträglich sind, und nicht nur keine Nachahmung in einer deutschen Tragödie gestatten, sondern nicht einmal in einer auch nur einigermaßen lesbaren Uebersetzung wiedergegeben werden können. Wie z. B. wenn Helena in der gleichnamigen Tragödie des Euripides, v. 648, seqq., ausruft:

*φίλοι, φίλοι
τὰ πάρος οὐκέτι στένομεν, οὐδ' ἀλγῶ
πόσιν ἐμὸν ἐμὸν ἔχομεν ἔχομεν, ὃν ἔμενον
ἔμενον ἐκ Τροίας πολυετῆ μολεῖν.*

Bei dem Nachdenken über solche Stellen hat es mir geschienen, daß man bei der Erklärung der alten, namentlich der griechischen Schriftsteller allzu ausschließlich die logische Seite ins Auge faßte und die phonetische, wenigstens in der hier zu beachtenden Beziehung über sah, da man doch hätte erwägen sollen, daß gerade das Klangverhältniß der Worte im Griechischen nicht bloß bei den Dichtern, sondern auch bei den guten Prosaikern, wenn nicht vorwiegend vor dem Inhalt, doch demselben fast gleichwiegend erscheint. Und doch hat schon Dionysius von Halicarnassus in seinem vortrefflichen Buche de Compositione darauf hingewiesen und bei Beurtheilung der Redner und Philosophen seine Theorie in Anwendung gebracht, indem er, in das Einzelne eingehend, lange Perioden aus Platon und Anderen zergliedert, um uns zu zeigen, mit welcher Sorgfalt die Worte darin nach dem Verhältniß der Längen und Kürzen der Sylben und der daraus entstehenden Füße ausgewählt und zur Erzeugung eines wohlgefälligen Rhythmus und klangvoller Fülle zusammengestellt werden. Dies ist es, was Sokrates, der gewandteste Redekünstler, *εὐρύθμος καὶ μουσικῶς εἶπειν* nennt, und zugleich zu einem Haupterforderniß eines guten Redners macht. Advers. Soph. p. 294. Diese Materie gewinnt eine besondere Wichtigkeit für eine richtigere und überzeugendere Behandlung der Lehre von den Partikeln, indem man sich auch bei ihnen bisher immer nur an ihre logische Bedeutung gehalten und den Gebrauch derselben lediglich nach der in ihnen liegenden oder ihnen beigelegten Kraft bestimmt hat, einzelnen Begriffen oder ganzen Sätzen eine bestimmte Schattierung, Wendung, Modification zu geben, unter der Voraussetzung, daß überall, wo diese oder jene Partikel einzeln oder wiederholt, ja dreifach, oder mit zwei bis drei anderen verbunden (*οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ*) steht, sie auch demgemäß eine besondere, klar zu denkende, Wirksamkeit auf Vorstellungen und Gedanken ausübe; die materielle Natur des Klanges und ihre Bedeutsamkeit blieb unbeachtet. Doch in dieses Capitel, für welches ich mancherlei gesammelt habe, kam ich hier nicht weiter eingehen, da eine auch nur einigermaßen befriedigende Erörterung weit über das mir hier zugewiesene Maas hinausgehen müßte. Nur einiges damit Verwandte sei noch vergönnt zu berühren. Jene Fülle nämlich suchen besonders die Dichter auf mehrfache Weise zu erreichen und zwar 1) durch Wiederholung derselben Worte. Ich gebe zur Erläuterung einige Beispiele, wie sie mir gerade bei der Lectüre aufgefallen sind. Außer dem bereits oben angeführten, finden wir in demselben Stücke v. 640, *ὄλβισσαν ὄλβισσαν*, indem Menelaos ausruft: „Ich bin befriedigt, ich habe wieder meine von Zeus und Leda entsprossene Gemahlin, welche beim Scheine der Fackelleuchte die blutsverwandten, auf weißen Rossen prangenden Jünglinge einstmals selig, selig priesen“. Ferner *σοφῆ σοφῆ οὐ κατανεῖν δ' ὅμως σε δεῖ*, Androm. v. 245. — *ὦ δόξα δόξα*, v. 319. — *τίνος οὐνεκ . . . Ἐνναλίφ . . . τάλαιναν τάλαιναν μεθεῖτε Τροίαν*, v. 1015. — *ὦ γάμος γάμος*, v. 1187. — *θανεῖν θανεῖν σε, πρέσβυ, ζῆν πάρος τέκνων*, v. 1207. — *οὔτε μοι πόλις πόλις*, v. 1223. — *φόνια φόνια*, Helen. v. 176. — *ἔμολεν ἔμολε*, v. 194. — *ἀφανές ἀφανές*, v. 207. — *ἔλαχεν ἔλαχεν*, v. 213. — *ἔριν ἔριν τάλαιναν ἔθειο, ὄλεσεν ὄλεσε*, v. 384. — *βοᾶν βοᾶν*, v. 370. — *οἶον οἶον ἐσοῖσομαι*, v. 664. — *ὁ Διὸς ὁ Διὸς, ὦ πόσι*, v. 670. — *ὄρεγε νῦν ὄρεγε γεραῖαν νεᾶ χεῖρ ἀπὸ κλιμάκων*, Phoeniss. v. 103. — *ἄλλος ἄλλος ὅδε τευχέων τρόπος*, v. 133. — *κοινὰ γὰρ φίλων ἀγῆ, κοινὰ δ' εἴ τι πείσεται ἐπάπυργος ἄθε γὰ, Φοίνισσα χῶρα, φεῦ φεῦ, κοινὸν αἶμα, κοινὰ τέκνα τᾶς κεραιφόρου πέφυκεν Ἴουῖς*, v. 243. — *ἡ ποθεινὸς φίλοις, ἡ ποθεινὸς Θήβαις*, v. 320. — *καὶ σε,*

ἰὼν προμαίτορος Ἰούς ποί' ἔκγονον, Ἐπαρον, ὦ Διὸς γένεθλον, ἐκάλεσ' ἐκάλεσα
 βαρβάρῳ βοῶ, ἰὼ, βαρβάρους λιταῖς, βᾶδι, βᾶδι, ἰάνδε γᾶν, v. 676. conf. ibid.
 818, etc. Besonders bemerkenswerth in dieser Hinsicht ist der Chorgesang in den Phönissen,
 v. 1019—1042, wo die Ankunft der Sphinx in der Umgegend von Theben und das Verderben
 geschildert wird, welches sie anrichtete: „Du kamst, geflügelter Sproßling der Erde und unter-
 irdischen Echidna, Räuberin der Kadmeer, die du einst aus dirkeischen Fluren die Jünglinge
 hoch hinauf entführend mit leierlosem Klang und vernichtender Erinny's, tödtliches Wehe der
 Vaterstadt brachtest: mörderisch war der unter den Göttern, der solches gethan hat. Wehklagen
 der Mütter, Wehklagen der Jungfrauen jammerten in den Häusern; trauriger Ausruf, trauriger
 Klang erhob sich seufzend hier und dort wechselnd in der Stadt. Dem Donner ähnlich war
 das Gestöhn und Getön, so oft die geflügelte Jungfrau einen der Männer aus der Stadt
 entraffte.“ Nun achte man auf die vielen Wiederholungen im griechischen Texte, welche im
 Deutschen nur schleppend, jedenfalls unpoetisch sein würden, aus dem einfachen Grunde, weil
 unsere Poesie zunächst und vorzugsweise zum Lesen, die griechische zum Gesange und gesang-
 ähnlichen Vortrage unter Begleitung musikalischer Instrumente bestimmt war, woraus schon
 von selbst folgt, daß bei uns das ideelle Element der Rede, der Gedanke, dort das materielle
 Element, der Klang neben jenem herrscht; auch ist ja die Wiederholung in musikalischen Com-
 positionen, die Wiederkehr derselben Tonreihen, zur Erzeugung des Melodischen sogar nothwendig;
 und der Dichter kommt dem Componisten dadurch zu Hülfe, daß er die der Musik unterzule-
 genden Worte an den ihm geeignet scheinenden Stellen wiederholt. Ist nun, wie dies bei
 den antiken Tragödien gewöhnlich der Fall war, der Dichter zugleich selbst der Componist, so
 werden wir diese Wiederholungen nur um so natürlicher finden; denn auch wo sie der Dichter
 nicht angegeben hat, durften sie doch bei dem Vortrage des Gesangstückes nicht leicht fehlen. Und
 wirklich finden wir bei Aeschylus nicht nur einzelne Worte, sondern größere Bestandtheile der
 Strophen, gleichsam als Refrains wiederholt; so z. B. in den Cumeniden, v. 324, wo die
 Worte der Strophe α':

ἐπὶ δὲ τῷ τεθυμένῳ
 ἰὼδε μέλος, παρακοπᾷ
 παραφορὰ φρενοδαλῆς,
 ὕμνος ἐξ Ἐριννύων,
 δέσμιος φρενῶν, ἀπόρ —
 μικτός, ἀνογὰ βροτοῖς,

in der Gegenstrophe vollständig wiederholt werden; von v. 768 an aber wird die ganze
 sechzehnzeitige Strophe:

ἰὼ θεοὶ νεώτεροι,
 παλαιούς νόμους

καθιππιάσασθε κίχ' χερῶν εἴλεσθέ μου κίχ'.

als Gegenstrophe von v. 798—813 wiederholt, u. s. w. — Man beachte auch den durch
 den ganzen obigen Chorgesang aus den Phönissen sich fortziehenden Parallelismus der Worte
 und Wendungen. Schon deshalb scheint mir die Lesart ἀρπαγὰ statt ἀρπαγᾶ, mag sie sich
 immerhin nur auf einen einzigen Codex stützen, vorzüglicher; es ist eben das Abstractum für
 das Concrete in transitiver Bedeutung, rapina Thebanorum, Entführung der Thebaner. Von
 diesem Gebrauche sind die Beispiele eben nicht selten. Man vergleiche die Stelle im Ajax
 des Sophokles, wo der Chor den unendlichen Schmerz schildert, den die Mutter empfinden
 werde, falls sie von dieser entsetzlichen Krankheit, nämlich der Geisteszerüttung des Ajax hört;
 sie werde in ihrem Jammer nicht der wehereichen Nachtigall mild tönende Klagen anstimmen,
 sondern in hellklingenden Weisen ihren Seelenschmerz ausströmen, mit den Händen an die
 Brüste schlagen und das graue Haupthaar rauhen:

χειρόπληκτοι δ'
 ἐν στήνοισι πρσοῦνται

δοῦποι καὶ πολίης ἀμυγμα χάλιας (sc. πρσοῦνται), v. 630, seqq.
 Ebenso wird v. 674, das Abstractum ἄημα in der Zusammenstellung δεινῶν τ' ἄημα πνευ-

μάτων, wo es also offenbar die Thätigkeit des Wehens bezeichnet, als Concretum gebraucht, wenn gesagt wird, daß dasselbe das seufzende Meer beruhigt, *ἐκοίμισε σιέρονια πόντον*, mit einer allerdings sehr kühnen Wendung.

2) Das Zweite, wodurch klangvolle Fülle hervorgebracht wird, ist der Gleichklang stammverwandter Worte, besonders durch Alliteration, so wie auch der Parallelismus. Dahin gehört: *μόνος μόνοισιν ἐν δόμοις ἀναστρέφει*, „einsam im einsamen Hause wandelst du fortan“, Euripid. *Androm.* 1145 — *κραυγή δ' ἐν εὐφήμοισι δύσφημος δόμοις* „ruchlos schallendes Geschrei im heilig schallenden Gebäude“ — *πάθει πάθεα, μέλει μέλεα*, Helen. v. 173. — *δάκρυα δάκρυσι*, v. 105. — *αἶων δυσαίων*, — *ἡ τέκουσα μ' ἔτεκεν*, v. 256. — *δι' ἐμὲ τὰν πολυκτόνον*, *δι' ἐμὸν ὄνομα πολύπονον*, v. 198. — *πόνος πόνω πόνον φέρει*, Soph. *Aj.* v. 866. — *οἶος ὦν οἶως ἔχεις*, v. 923, und das daselbst angeführte Sprüchwort:

ἀλλ' ἐστ' ἀληθὴς ἡ βροτῶν παροιμία,

ἐχθρῶν ἄδωρα δῶρα κοῦκ ὄνησιμα, v. 664, seq.

Dahin gehört auch außer dem bekannten *παθήματα μαθήματα*, das von Dionys von Halicarnas passend gebrauchte *κίημα δέ σοι τὸ αὐτὸ καὶ χρῆμα πρὸς ἀπάσας τὰς ἐν τῷ βίῳ χρείας*, wie er sein Buch de Compositione nennt. Beide Weisen, die Wiederholung und den Gleichklang stammverwandter Worte verbindet mit einander Aeschylus in dem Klaggesang der Antigone und Ismene über ihre durch Wechselfmord gefallenen Brüder: *Ἀντ. παισθεὶς ἐπαισας* — *Ἰσμ. οὐ δ' ἔθανες κατακτανῶν* — *Ἀντ. δορὶ δ' ἔκανες* — *Ἰσμ. δορὶ δ' ἔθανες* — *Ἀντ. μελεόπορος* — *Ἰσμ. μελεοπαθῆς* — *Ἀντ. ἴτω δάκρυα* — *Ἰσμ. ἴτω γόος* . . . *Ἀντ. πρὸς φίλον γ' ἐφθίω* — *Ἰσμ. καὶ φίλον ἔκτανες* — *Ἀντ. διπλᾶ λέγειν* — *Ἰσμ. διπλᾶ δ' ὄραν* — *Ἀντ. ἀχέων τοίων τὰδ' ἐγγύθεν* — *Ἰσμ. πέλας αἰδ' ἀδελφαὶ ἀδελφεῶν* . . . *Ἀντ. τάλανα παθόν* . . . *Ἀντ. ὀλοᾶ λέγειν* — *Ἰσμ. ὀλοᾶ δ' ὄραν* — *Ἀντ. ἰὼ ἰὼ πόνος* — *Ἰσμ. ἰὼ ἰὼ κατὰ κιλ.* Sept. ad Theb. 940, seqq. Diese Form der Wechselrede ist schwer wiederzugeben im Deutschen, und würde auch, in einer neueren Tragödie angewendet, sicherlich wenig Anklang finden, da ihre Wendungen viel zu gesucht und gekünstelt erscheinen, um als ein angemessener Ausdruck wahren Schmerzens gelten zu können, wie ihn Schwestern über den Tod ihrer Brüder empfinden und darlegen. — Sogar die Wiederkehr derselben Endungen in denselben Worten findet sich zu gleichem Zweck, besonders bei Euripides, z. B. in folgenden Versen, wo der Gleichklang um so auffallender sein mußte, da er durch die Anis unterstügt wird:

καὶ τὰς τύχας μὲν τὰς κακὰς, ἅς νῦν ἔχω,

Ἕλληρες ἐπελάθοιτο, τὰς δὲ μὴ κακὰς

ἔσωζον, ὅσπερ τὰς κακὰς σώζουσί μου. Helen. 264, seqq.

Auch häuft Euripides die Versendung auf *α*, wie z. B. in der *Medea*, wo es heißt, daß die junge Braut ihr Auge liebevoll auf Jason richtete, bevor sie das mit Geschenken nahende Kinderpaar erblickte; da habe sie ihr Gesicht verhüllt und abgewendet:

πρὶν μὲν τέκνων ὅσων εἰσιδεῖν ξυνορίδα,

προθύμον εἰχ' ὀφθαλμὸν εἰς Ἴασονα,

ἔπειτα μέντοι προῦκαλύψαι ὄμματα

λευκὴν τ' ἀπέστρεψ' ἔμπαλιν παρηίδα. Med. 1145, seqq.

und dies führt uns 3) auf den Reim, und zwar gebrauchen die Tragiker nicht bloß gepaarte, sondern auch wechselnde Reime (abgesehen von den mehr zufälligen Binnenreimen) besonders in Stellen voll Nachdrucks und Pathos. So kündigt in den Schlußversen des Aeschylus der König den Beschluß an, die Danaiden nicht auszuliefern, denn also habe es die gesammte Bevölkerung der Stadt einstimmig gewollt, daß man nicht, der Gewalt weichend, die Schaar dieser Frauen herausgebe; dies siehe fest, um wie mit durchgetriebenem Nagel angienet, unerlöschlich zu bleiben, nicht auf Tafeln eingeschrieben, nicht auf Blättern einer Schrift besiegelt, sondern klar und deutlich höre es der entsandte Herold mit freimüthiger Zunge ausgesprochen:

τοιαδε δημόπρακτος ἐκ πόλεως μία
 ψῆφος κέκρανται, μήποτ' ἐκδούναί βία
 στόλον γυναικῶν τῶνδ' ἐφήλωται τορῶς
 γόμφος διαμιάξ, ὡς μένειν ἀραρότος.
 ταῦτ' οὐ πῖναξίν ἐστιν ἐγγεγραμμένα,
 οὐδ' ἐν πρυγαῖς βίβλων κατεσφραγισμένα.

Aesch. Suppl. 920, seqq.
 So wünscht der Chor der Danaiden, um den Verfolgern zu entgehen, daß er als dunkler Rauch sich erheben könnte, ganz nahe dem Wolfengezelle des Zeus und gänzlich entschwände:

μέλας γενοίμαν καπνὸς
 νέφεσσι γειτονῶν Διὸς

τὸ πᾶν δ' ἄφαντος' ibid. 760, seqq.

Beachtenswerth in dieser Hinsicht scheint mir auch die poetische Rede der Medea, v. 1381, seqq., in welcher sie dem Jason die Bestattung der von ihr gemordeten Kinder verweigert und ihre Absicht kundgibt, dieselben im Tempel der erhabenen Here beizusetzen, auf daß keiner der Feinde es wage, sie aus dem Grabe zu entrafen, um Uebermuth an ihnen zu verüben. Zur Sühnung des Mordes aber werde sie eine heilige Festfeier auf corinthischem Gebiete einsetzen, sie selber begeben sich ins Land des Crechtheus, um beim Negeus zu wohnen. Jason dagegen solle, wie ihm gebührt, elendiglich untergehen, sein Haupt an den Schiffstrümmern der Argo zerschellend, nachdem er den bitteren Ausgang seiner Ehe mit ihr erlebte. Hierauf flucht ihr Jason, daß die Rachegeister der Kinder und die mordstrafende Gerechtigkeit ihr verthilgend nahen mögen; doch jene weist ihn mit dem Hohne zurück, welcher Gott oder Dämon denn auf ihn hören werde, der seinen Eid gebrochen und die Gastfreundschaft mit Täuschung belohnt habe:

γῆ δὲ τῆδε Σιούφου
 σεμνήν ἐορτήν καὶ τέλη προσάψομεν
 τὸ λοιπὸν ἀντὶ τοῦδε δυσσεβοῦς φόνου·
 αὐτὴ δὲ γαῖαν εἶμι τὴν Ἐρεχθίδος,
 Λίγυι συνοικησοῦσα τῷ Πανδίωνος.
 σὺ δ' ὅσπερ εἰκὸς, καθάρει κακὸς κακῶς,
 Ἄργουὺς κᾶρα σὸν λειψάνῳ πεπληγμένους,
 πικρὰς τελευτὰς τῶν ἐμῶν ἰδῶν γάμων.

ΙΑΣΩΝ.

ἀλλὰ σ' Ἐρινὺς ὀλέσειε τέκνων
 φονία τε Λίγη.

ΜΗΔΕΙΑ.

τίς δὲ κλύει σου θεὸς ἢ δαίμων.
 τοῦ ψευδοῦρκου
 καὶ ξειναπίτου;

Auffallend scheinen mir auch folgende Versendungen bei Sophokles im Philoktet, v. 100, seqq.

N. τί μ' οὖν ἄνωγας ἄλλο πλὴν ψευδῆ λέγειν;

O. λέγω σ' ἐγὼ δόλω Φιλοκίτην λαβεῖν.

N. τί δ' ἐν δόλω δεῖ μᾶλλον ἢ πείσαντι ἄγειν;

οὐκ αἰσχρὸν ἤγει δῆτα τὰ ψευδῆ λέγειν;

O. οὐκ, εἰ τὸ σωθῆναι γε τὸ ψεῦδος φέρει.

N. πῶς οὖν βλέπων τις ταῦτα τολμήσει λαλεῖν;

O. ὅταν τι θράς ἐς κέρδος οὐκ ὀκνεῖν πρέπει.

Nicht minder auffallend und nach meinem Gefühl unschön sind folgende gereimte Verse, mit welchen in Sophocles Oedip. tyrann. v. 895, seqq. der Bote aus Corinth auftritt:

ἄρ' ἂν παρ' ὑμῶν, ὧ ξένοι, μάθοιμι ὅπου
 τὰ τοῦ τυράννου δόμαί ἐστίν Οιδίπου;
 μάλιστα δ' αὐτὸν εἶπαι, εἰ κάμωδ' ὅπου.

Es wäre unnütz, noch mehr Beispiele anzuführen, da sie sich jedem, zumal bei sorgfältiger Lesung des Aristophanes von selber darbieten. Wer sie aber alle für zufällig halten sollte, dem können wir nur die Worte des Dionysius von Halicarnas entgegenhalten, welcher in Betreff einer ähnlichen Materie einen solchen Einwurf ablehnt, indem er sagt: *ταῦτα φῶμεν αὐτοσχέδια εἶναι καὶ ἀνεπιτήδευτα, οὕτω ποικίλα καὶ πολλὰ ὄντια; ἐγὼ μὲν οὐκ ἀξιώ. καὶ γὰρ τὰ ἐξῆς τούτους ὅμοια εὐρεῖν ἐστι.* De Compos. p. 98, ed. Tauchn.

II.

Wir haben im ersten Abschnitt bei Erklärung des Ajax auf die *ὑβρις* hingewiesen, von welcher diese Tragödie ein einleuchtendes und warnendes Beispiel aufstellt; der Philoktet aber wird uns nunmehr Gelegenheit geben, die beiden anderen Gebrechen zu erörtern, an denen Griechenland und namentlich der atheniensische Staat krankte, und welche bei Erwägung, daß das Laster wie eine fressende Krankheit auch die gesunden Theile angreift und in die Nachbarschaft der Tugend gestellt, nicht ruhet, bis sie dieselbe verdrängt oder verderbt hat, — die Allgemeinheit des Ausspruchs bei dem deutschen Dichter rechtfertigen, daß die Neueren im Sittlichen heller sehen als die Alten. Bevor wir jedoch auf das Specielle eingehen, müssen wir es erst versuchen, eine Ansicht zu beseitigen, welche von einem namhaften Schriftsteller zunächst über den Philoktet ausgesprochen, dazu wesentlich beigetragen hat, das Urtheil nicht nur über diese Tragödie, sondern über die tragischen Charaktere überhaupt zu trüben. Was wir hier vorzugsweise im Auge haben, ist ein sehr gelehrtes und in vieler Beziehung schätzbares, aber in der Hauptsache vielfach irre leitendes Werk, nämlich „Sophokles, sein Leben und Wirken, nach den Quellen dargestellt von Adolph Schöll“. Schon im Allgemeinen halten wir den darin mit vielem Fleiße versuchten Nachweis der Beziehungen in den Sophokleischen Tragödien zu den Zeitereignissen für viel zu weit getrieben, indem wenn er vollständig gelänge, die Erhabenheit der Sophokleischen Poesie durch die ihr untergelegte stete Naganwendung völlig zur Dienerin der Politik herabgesetzt und die Selbstständigkeit geistigen Schaffens zur allegorischen Fabeldichtung gemacht würde. Abgesehen davon, sollte es wohl der antiken Anschauungsweise gemäß sein, wenn die Erscheinung des Herakles im Philoktet folgendermaßen gerechtfertigt wird? „Wie tadelnswerth ist die Kritik, die diesen Schluß, diesen deus ex machina tadelt! Es ist die schärfste und zugleich heiterste Hervorstellung Dessen, worauf alle Tragödien des Sophokles hinauskommen, daß die Menschen zu handeln glauben, während die Götter handeln“. Nach dieser Auffassung würden die Menschen unwürdiger Weise zu willenlosen Werkzeugen erniedrigt, während doch nur die Nothwendigkeit gezeigt werden soll, daß die Menschen sich dem Willen der Gottheit unterwerfen, welche sich in allen Dingen die letzte Entscheidung vorbehalten hat. Das sagt auch kurz vor der Erscheinung des Herakles bereits Neoptolemos: *ἀνθρώποισι τὰς μὲν ἐκ θεῶν τύχας δοδεῖσας εἶσι ἀναγκαῖον φέρειν.* Philoct. 1316, seq.; auch begegnen wir demselben Ausspruch beim Euripides, wo Oedipus sein Jammergehick mit den Worten auf sich nimmt, *τὰς γὰρ ἐκ θεῶν ἀνάγκας ἴσθητόν ὄντια δεῖ φέρειν.* Eur. Phoen. v. 1763, ed. R. Klotz. Durch die Theophanie wird diese Nothwendigkeit nur sichtbar und eindringlicher. Der deus ex machina rechtfertigt sich lediglich durch die Unauflöslichkeit und Würdigkeit des Knotens, ganz wie in der Taurischen Iphigenie, wo die von dem Olymp herabsteigende Athene dem Könige Thoas die Unterwerfung unter das Unvermeidliche dadurch noch näher legt, daß sie ihm vorstellt, wie selbst die Götter sich in die Nothwendigkeit fügen müssen: *τὸ γὰρ χρεῶν σου τε καὶ θεῶν κρατεῖ.* Euripid. Iphig. Taur. v. 1456, ed. Hermann. Diese Ansicht ist aber um so mehr

festzuhalten, da sie der größte Geschichtschreiber der Griechen den größten Staatsmann des Alterthums im entscheidendsten Momente, wo es sich um Erhaltung oder Vernichtung des atheniensischen Staates handelte, aussprechen und als ein charakteristisches Kennzeichen der atheniensischen Gesinnung, wie sie sich wenigstens bis dahin bewährt hatte, hervorheben läßt. Als nämlich außer den Unfällen im peloponnesischen Kriege auch die Pest das Land verheerte und so viele vereinigte Leiden den Muth der Athener zu brechen schienen, trat Perikles vor ihnen auf, um ihnen wieder Selbstvertrauen einzulösen und sie zu mannhaftem Widerstande zu begeistern, indem er sie daran erinnerte, daß man gottverhängtes Schicksal als Nothwendigkeit ertragen müsse, *φέρειν τε χροὴ τὰ τε δαιμόνια ἀναγκαίως*, Thueyd. II. 64, womit übereinstimmt der Ausspruch des Prometheus beim Aeschylus, v. 104, seqq. *τὴν πεπρωμένην δὲ χροὴν αἰῶσαν φέρειν ὡς ῥᾶστα*, — aber in allem Uebrigen gezieme es sich der Thatkraft zu vertrauen, *ἔργῳ μάλιστ' ἀντέχειν*, und vor keinem Unfall zurückzuweichen, *ταῖς συμφοραῖς μὴ εἰκεῖν*, denn das liege in dem Charakter der Athener, *ταῦτα γὰρ ἐν ἔθει τῆς πόλεως*, und dadurch allein haben sie den größten Namen unter allen Völkern erlangt, *ὄνομα μέγιστον αὐτῆν (τὴν πόλιν) ἔχουσαν ἐν πᾶσιν ἀνθρώποις*. Solche energische Gesinnungen kann ein Volk nicht haben, das sich vom Fatalismus beherrscht glaubt. Daß aber insbesondere Sophokles nicht von der Schöll'schen Weltansicht ausging, daß er vielmehr die menschliche Thatkraft und der Menschen selbständiges Wirken viel höher anschlug, wäre schon aus dem herrlichen und erhebenden Chorgesang in der Antigone, v. 332, seqq. *πολλὰ τὰ δεινὰ καυδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει* zu entnehmen. Offenbar hat sich jener neuere Interpret durch das Walten des Schicksals, wie es besonders in der Fabel vom Oedipus sich darstellt, wo die handelnden Personen einen ganz anderen Ausgang als den beabsichtigten und erwarteten finden, irre leiten lassen. Aber die Unerklärlichkeit sei es des Fatums oder der Vorsehung berechtigt noch nicht zur Verleugnung der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung, jener Autonomie, welche süglich der Hebel der ganzen Geschichte der Griechen genannt werden kann. Indem nun aber Schöll den Personen der Tragödie die Freiheit nimmt, beraubt er sie zugleich aller Persönlichkeit; sie hören damit auf, Personen zu sein, wie schon Gottfr. Hermann sehr treffend sagt: *vocamus autem eum, qui praeditus est libertate, personam; personis ergo nec tragica neque epica poesis carere poterit*. Comment. ad Aristot. libr. de arte poet. p. 256. Zu dieser Persönlichkeit gehört vor Allem, daß sie einen bestimmten Zweck verfolgen und diesen jedem Hemmnis zum Trotz durchzusetzen suchen, nur der absoluten Unmöglichkeit weichend. So erfolgt auf die Warnung der Ismene, ob nicht Antigone mit der beabsichtigten Bestattung des Polyneikes nach Unmöglichem begehre, ob sie wohl ein so überkühnes Vorhaben werde ins Werk setzen können, *εἰ καὶ δύνησαι γ', ἀλλ' ἀρηγάνων ἐσθ'ε*, die Erwiderung: „wohlan, im Falle ich es nicht im Stande sein sollte, dann werde ich ablassen“, *ὅταν δὲ μὴ σθένω, πεπαισσομαι*. Soph. Antig. 90, seq. Keinesweges aber glauben sich diese energischen Charaktere vom Gängelbände eines fremden Willens geleitet. Gerade hierauf weist Sophokles an mehreren Stellen auf das Bestimmteste hin. So entgegnet der Chor auf die Klagen der Antigone über ihr schreckliches Todesloos: „die Obmacht Dessen, dem die Obmacht gebührt, zu verletzen ist nimmermehr gestattet; Dich hat der eigene selbstbestimmende Wille gestürzt“, *οὐδ' αὐτόγνωτος ὄλεσ' ὄργα*, ibid. 875. Und was wäre auch die That der Antigone, wenn sie nicht frei aus ihrer eigenen Entschliesung hervorginge? Auf ähnliche Weise äußert sich der Chor dem Philoktet gegenüber, als dieser seines Bogens beraubt, über sein nunmehr endlos gesteigertes Elend klagt: „Du fürwahr, fürwahr Du selbst hast es so gewollt, o schwer Gedrückter! nirgends sonst woher, von keinem Gewaltigeren wirst du durch solches Geschick nun umfangen; denn da Dir Ueberlegung und Wahl vergönnt war, hast Du es vorgezogen, lieber das schlimmere zu wählen, als das bessere Loos“, *εὐτέ γε παρὸν φρονήσαι, λωϊόνος δαίμονος εἴλου τὸ κάκιον αἰνεῖν*, Philoet. 1099, seq. Und solche heroische Charaktere sollte sich Sophokles als Marionetten gedacht haben! Es finden sich allerdings bei den griechischen Dichtern auch häufige Klagen über die

Schwäche und Machtlosigkeit der Menschen. So fragt beim Aeschylus der Chor den Prometheus, warum er seine Günst den zur Gunsterwidmung ohnmächtigen Menschen zugewendet? welchen Beistand er von den Sittagsgeschöpfen erwarte? ob er die kraftentbehrende Gebrechlichkeit, in welche das geblendete schattentraumähnliche Geschlecht der Menschen eingehemmt und verstrickt ist, nicht durchschaue habe?

*τίς ἐφραμερίων ἄρηξις; οὐδ' ἐδέροχθης
ὀλιγοδρανίαν ἄκιυν,
ἰσόνειρον, ἢ τὸ φωτῶν*

ἀλαόν * * * γένος ἐμπεποδισμένον; Aesch. Prom. 547, seqq. Indes ist dies bloß vergleichungsweise gesagt und bereitet auf den ganz richtigen Gedanken im Folgenden vor, daß nämlich die Rathschlüsse der Sterblichen niemals im Stande sind den Willen des Zeus zu überwinden:

*οὔποτε τὰν Διὸς ἀρμονίαν
θνατῶν παρεξίλασι βουλαί.*

Dabei liebt Aeschylus überhaupt die vom Traum entlehnten Bilder, welche er dann hyperbolisch anwendet, wie wenn er den altersschwachen Greis *ὄναρ ημερόφρατον* nennt, Agomemn. 82, und *ὀνειρόφρατοι δὲ πενθήμονες | πάρευσιν δοξαί φέρουσαι χάριν ματαίαν*, ibid. 410. sagt, womit er in überkühner Metapher die Traumwahnbilder bezeichnet, welche mit angenehmen Erscheinungen täuschen, um beim Erwachen, vermöge der erkannten Täuschung Verdruß zurückzulassen. Uebrigens erinnert die obige Stelle an eine ähnliche bei Pindar Pyth. VIII, 95, *ἐπάμεροι. τί δέ τις; τί δ' οὐ τίς; σκιάς ὄναρ ἀνθρώπου*. Ähnliche Bezeichnungen finden sich auch bei Sophokles. So sagt Philoktet vom Neoptolemos, der ihn durch Entwendung des Bogens wehrlos gemacht, *οὐκ οἶδ' ἐναίρων νεκρὸν ἢ καίνου σκίαν, εἰδωλον ἄλλως*. Philoct. v. 946, seq. Aber die Meinung der Dichter läuft immer nur darauf hinaus, daß der Menschen Glücksstand wandelbar sei und von den Göttern abhängige; „kurze Zeit blühe die Freude, ἐν δ' ὀλίγῳ βροτῶν τὸ τερονὸν αὔξειται und sinke dann wieder zu Boden, *οὔτω δὲ καὶ πεινῆ γαμάλ*, von feindlichem Geschick entblättert, *ἀποτρόπῳ γνώμα σσεισμένον*, wie Pindar sagt. Jedoch dergleichen Aeußerungen haben mit der Freiheit des Willens nichts zu thun; ja sie bestätigen dieselbe nur, da die Griechen trotz ihrem Glauben an ein unerbittliches Verhängniß weit entfernt waren, sich deshalb zu schmählichem Quietismus selber zu verurtheilen. Auffallend bleibt hierbei, daß sie ungeachtet ihrer, auf so mannigfache Weise kundgegebenen Heiterkeit, doch eine trübe Ansicht vom Leben hatten, die sich schon beim Homer findet und uns dann in allen Epochen bei Dichtern und Profaschriftstellern aufsteht. Ich erinnere nur an die homerischen Verse:

οὐ μὲν γὰρ τί ποῦ ἐστὶν οἰζυρότερον ἀνδρός

πάντων ὅσα τε γαῖαν ἐπιπνέει τε καὶ ἔρπει. Il. XVII, 446, seq.

Dio Chrysostomus freilich findet in diesen Worten, welche der Dichter dem Zeus selber in den Mund legt, nicht die Ansicht, daß das Loos aller Sterblichen überhaupt ein beklagenswerthes sei, *οὐ γὰρ ὡς ἅπαντες οἱ ἄνθρωποι ἀθλιοὶ εἴσι, φησὶν, ἀλλ' οὐ οὐδὲν ἐστὶ ζῶον ἀνθρώπου ἀθλιώτερον τοῦ γε ἀθλίου*. Orat. XXIII, p. 514, ed. Reiske. Indes hat sich hier dieser allerdings scharfsinnige Schriftsteller gerade durch seinen Scharfsinn, wie es zu geschehen pflegt, verleiten lassen, mehr zu sehen oder Anderes als die unbesangene Auffassung gestattet. Sein Raisonnement vollends, daß nämlich kein anderes Wesen unglücklich genannt werden könne, ebenso wenig als ein Pferd, ein Ober, ein Löwe ungerecht oder unsittlich zu nennen sei, ist durchaus unpassend und eine sophistische Vermischung moralischer und physischer Zustände. Uebrigens finden sich noch andere Stellen im Homer, welche dieselbe Ansicht aussprechen, z. B. Il. XXIV, v. 525, seq.:

*ὡς γὰρ ἐπεκλώσαντο θεοὶ δειλοῖσι βροτοῖσιν,
ζῶειν ἀχρημένους, αὐτοὶ δὲ τ' ἀκηδέες εἴσιν.*

So spricht Achill, der sich auch nach der Erlegung des Hector unglücklich fühlte, zum unglücklichen Priamos. Eine Erläuterung und Bestätigung dieser homerischen Ansicht enthalten die Worte des Philolett v. 502 bei Sophokles:

οὐ μὲν ἔλεγον, εἰσορῶν,
ὡς πάντα δεινὰ καπικινδύνως βροτοῖς
κεῖται, παθεῖν μὲν εὖ, παθεῖν δὲ δάτερα.
ἤδη δ' ἐπιὸς ὄντα πημάτων τὰ δεινὰ ὄρα·
ζώσαν τις εὖ ζῆ, τηρικαῖα τὸν βίον
σκοπεῖν μάλιστ' αἰ, μὴ διαφθαρεῖς λάθῃ.

Jener homerische Ausspruch nun, nach welchem die Götter dem Menschen ein beängstigtetes Dasein zum Loose gegeben haben, während sie den Genuß ungetrübter Heiterkeit für sich selber vorbehalten, enthält zugleich den Schlüssel zum Verständniß jener Aeußerung des Philolett, mit welcher derselbe dem Neoptolemos seinen Bogen überreicht:

Ἴδου, δέχου, παῖ· τὸν φθόνον δὲ πρόσκυρον. Philoct. v. 776.

Schneidewin bemerkt hierbei: „Hohes Glück erregt den Neid der Götter, weshalb Leiden den Menschen in seine Schranken weisen“. Werden nun diese Leiden lediglich als eine Folge ungebührlicher Ueberhebung angesehen, so ist dies eine nur den Philosophen angehörende, dem Volksglauben dagegen, welchem sich Dichter und Redner anschlossen, fremde Auffassungsweise. Es kommt aber bekanntlich bei wahrer Interpretation nicht darauf an, wie man vom Standpunkte geläuterter Humanität in aufklärteren Zeiten einen Ausspruch von allgemeiner Bedeutung zumal über Gott und göttliche Dinge auffaßt, sondern wie ihn die Alten selber, denen er angehört, nach unbefangener Würdigung verstanden wissen wollten. So einfach dieser hermeneutische Grundsatz und so unumstößlich seine Wahrheit ist, so wird er doch wie nicht leicht ein anderer verlegt. Und doch hat schon Sokrates darauf hingewiesen, wenn er sagt, daß man Alles, was der Vorzeit angehört, nach alterthümlicher Anschauungsweise beurtheilen müsse. Helen. Encom. p. 212. Eine sorgfältige Vergleichung der Hauptstellen nun über die Bedeutung dieses φθόνος führt zu folgendem Ergebnis. Was nämlich zuerst den Herodot betrifft, so geht die bekannte Warnung des Solon an den Krösus I, 32, einzig und allein auf die Unbeständigkeit des irdischen Wohlstandes, welche er der Gottheit zuschreibt, weil sie neidisch sei und Lust an Umsturz und Zerstörung habe, τὸ θεῖον πάντων φθονερόν τε καὶ ταραχώδες· darum sei Keiner selig zu preisen, wenn ihm nicht das Glück beständig zur Seite wandle und ihn im Vollbesitz aller wünschenswerthen Güter sein Leben beschließen lasse. Von einer Ueberhebung und daraus sich ergebenden Selbstverschuldung des Unheils erwähnt er nichts. Ebenso sagt ibid. III. 40, Amasis in seinem Schreiben an Polykrates einfach Dies: „Es ist mir zwar angenehm zu erfahren, daß es einem Manne, der mir wohlwill und mein Gastfreund ist, gut geht, aber dein großes Glück gefällt mir nicht, da ich weiß, daß die Gottheit neidisch ist. Darum wünsche ich für mich selber und für Alle, die mir werth sind, nur theilweise in allen Unternehmungen bald das Ziel zu erreichen, bald zu verfehlen, und so das Leben lieber im Wechsel hinzubringen als in Allem Glück zu haben; denn ich habe noch von Keinem sagen hören, der zuletzt nicht noch elendiglich endete und mit völliger Vernichtung, nachdem er in Allem glücklich gewesen war.“ Hierauf rath er ihm, selber das Unglück herbeizurufen und so gleichsam dem Schicksal nachzuhelfen. Von Uebermuth und Frevel als Ursache des Mißgeschicks oder von verdienter Züchtigung durch Leiden ist hier nicht die Rede. Ebenso wenig bei Euripides, Hecab. v. 54, seqq., wenn er den Schatten des Polydoros bei dem bejammernswerthen Anblick der zum Sklavenstande herabgewürdigten Hekabe sagen läßt: „Weh, o Mutter, die aus dem glanzreichen Herrscherhause hinabgestoßen ward in Sklaverei; wie jammerreich erscheinst du nun; ganz so sehr, wie vormals freudenreich, dieweil einer der Götter Verderben über dich verhängt, in gleichem Maß mit deiner früheren Herrlichkeit.“ Allgemeiner drückt Euripides diesen Gedanken so aus: οἱ τὶ εὐτυχούντες διὰ τέλους οὐκ εὐτυχεῖς. Hercul. fur. v. 103. Aehnlich ist der bekannte Ausruf des mace-

donischen Philippus: „O Schicksal, gefelle zu allem dem Glück einen mäßigen Nachtheil!“ wohlwissend, sagt Plutarch, daß die Gottheit auf die großen Glücksfälle neidisch herabschaut. Plut. Consol. ad Apoll. VI. p. 398, ed. Reiske. Sehr bezeichnend ist aber auch folgende Aeußerung des Pindar. Der Dichter feiert nämlich den Thebaner Strepstades als Sieger und erwähnt gelegentlich, daß der Oheim desselben im Kampfe für sein Vaterland gefallen sei, was ihm, dem Dichter, bei seiner Theilnahme unsäglichen Schmerz bereitet habe, *ἔτλαν δὲ πένθος οὐ γαίον*, jetzt aber habe ihm Poseidon heiteren Himmel nach dem Sturm, Freude nach Betrübniß verliehen, weshalb er auch sein Haupthaar zum Festgesange mit Kränzen umwinde. Und nun folgen die merkwürdigen Worte:

*ὁ δ' ἀθανάτων μὴ θρασυείω φθόνος
ὁ τι τεργνὸν ἐφάμερον διώκων
ἔκαλος ἐπειμι γῆρας ἔς τε τὸν μόρσιμον
αἰῶνα.* Isthm. VI. (VII.) v. 39, seqq., ed. Schneidew.

Wie man auch immer über diese schwierige Stelle im Einzelnen denken möge, der Sinn bleibt doch der Wunsch, daß der Neid der Götter ihn nicht im ruhigen Genuße der Freuden, die ihm der Tag bringe, bis zum Alter und Lebensziele stören möge. Er traut also der Gottheit zu, daß sie auch den frommen Dichter mit ihrem das Glück grundlos störenden Neide heimsuche. Ihr rechtes Licht erhält diese Stelle durch folgende, worin er sagen will: „nachdem sie (die Sieger in den Wettkämpfen) von den Siegesfreuden in Hellas keinen geringen Antheil empfangen haben, wäre zu wünschen, daß sie nicht dem neidischen, von den Göttern verhängten Umschwung anheim fallen; möge ihnen die Gottheit freundlich gestimmt im Gemüth bleiben.“

*τῶν δ' ἐν Ἑλλάδι τεργνῶν
λαχόντες οὐκ ὀλίγαν δόσιν, μὴ φθονεραῖς ἐκ θεῶν
μειαιροπύλαις ἐπικύρσαιεν: θεὸς εἴη
ἀπήμων κέαρ.* Pyth. X, 19, seqq.

Dieser Gedanke verfolgt den tief denkenden Dichter öfter und trübt ihm die freudige Stimmung:

*νέα δ' εὐραγαγία χαίρω τι τὸ δ' ἄρτυμαι,
φθόνον ἀμειβόμενον τὰ καλὰ ἔργα.
φανί γε μὰν οὕτω κεν ἀνδρὶ παρμονίμῳ
θάλλουσαν εὐδαιμονίαν
τὰ καὶ τὰ φέρεσθαι.* Pyth. VII, 18, seqq.

„Ich freue mich wohl über das glückliche Ereigniß, aber es betrübt mich auch wieder, daß der Neid das schöne Werk zerstört; denn man sagt ja, daß auch ein lang dauernder blühender Glücksstand bald Dies bald Jenes mit sich bringe.“ Gar keinen Zweifel über diese Auffassung des *φθόνος* läßt Herodot, VIII, 10 (5), wo es heißt: „Siehst du, wie die hervorragenden Geschöpfe der Gott mit dem Strahl schlägt und nicht prangen läßt, die Kleinen aber ihn nicht reizen? Siehst du, wie er immer in die größten Gebäude und solcherlei Bäume seine Geschosse schleudert? Denn überall pflegt der Gott Alles zu kürzen, was hervorragt. So wird auch ein kleines Heer von einem großen erschlagen auf die Art, wenn der Gott aus Neid einen Schrecken hinsendet oder einen Donner, wodurch sie schmäzlich umkommen. Denn der Gott läßt keinen hochfahren, als sich selbst.“ Schöll. Die Worte legt zwar Herodot dem Artaban in den Mund, spricht aber hiermit seine eigne und überhaupt der Griechen Ansicht aus, was wir sogleich noch weiter zeigen werden. Zuvörderst nämlich begegnen wir demselben Gedanken bei Aristophanes im Plutus, v. 87, seqq., wo Chremylos den blindgewordenen Reichthum fragt, wie er zur Erblindung gekommen sei, und die Antwort empfängt: „Das hat mir Zeus gethan, der auf die Menschen neidisch ist (*ὁ Ζεὺς με ταῦτ' ἔδρασεν ἀνθρώποις φθονῶν*): denn früher, als ich jünger war, da drohte ich wohl, daß ich nur bei den Gerechten, Vernünftigen und Wohlgestitteten einkehren würde; da machte Der mich blind, damit ich's nicht vermöchte, einen von diesen zu erkennen. So neidisch ist den Biedermännern er gestimmt (*οὕτως ἐκεῖνος τοῖσι χρηστοῖσι φθονεῖ*).“ Und mit diesem Neide des Zeus verbindet

sich sofort die andre, nicht geringere Untugend des Undanks, indem, wie Chremylos sagt, die Gottheit doch nur von den Gerechten und Guten Verehrung empfängt. Stimmt nun Dies auch so ziemlich mit der Aeußerung des Artaban überein, so möchte es gleichwohl nur für einen aristophanischen Scherz gehalten werden, wenn wir nicht leider denselben Gedanken bei dem sehr ernstern Sophokles fänden. Nachdem nämlich Philoktet vom Neoptolemos den Tod der ausgezeichnetsten griechischen Helden vor Troja erfahren hatte, fragt er auch nach dem schmähfüchtigen Therstes, wie es dem ergehe und erhält zur Antwort, derselbe lebe wahrscheinlich noch. Hiervon nun nimmt Philoktet Veranlassung zu sagen: „Warum sollte er auch nicht (leben)? da ja nichts was böse ist, jemals untergeht (*ἐπεὶ οὐδὲν πῶ κακὸν γ' ἀπόλειτο*), sondern sorglich schirmen Solches stets die Götter; doch wer ein Frevler ist, ein ganz durchtriebener Schelm (*τὰ πανούργα καὶ καλινριβῆ*), den führen sie mit Freuden aus dem Hades selbst zurück (*χαίροντα ἀνασιγέροντες*), aber den Gerechten und den Guten stoßen sie hinunter stets (*ἀποστέλλουσι αἰεὶ*). Was soll ich nun davon halten? wie es gutheissen, wenn ich bei Betrachtung des Göttlichen (der Versfahrungsweise der Götter) die Götter schlecht finde?“ Philoct. v. 446, seqq. Ich habe nach der sinnreichen Conjectur Schneidewins *ἐπει-
ρών*, v. 452, statt *ἐπαιρών* gelesen. Behält man die Vulgata bei, so würde es heissen: „wenn ich im Begriff, bei der Absicht, das göttliche Thun zu loben, die Götter schlecht finde“. Der unfromme oder vielmehr ruchlose Gedanke verliert dadurch nichts an seiner Bitterkeit. Dabei wagt der Chor, der doch sonst warnend und belehrend zur Seite steht, kein zurechtweisendes Wort zu sagen. Aber solche unwiderlegt und ungestraft bleibende Schmähungen der Gottheit aus dem Munde eines allverehrten Heroen mußten nachtheilig auf den Zuhörer wirken und ihn in seinem Gewissen verwirren. Man nehme noch hinzu die wiederholten gräßlichen Flüche, die Philoktet ausstößt, v. 961, 999, 1114, seqq. und erwäge, daß beide hier gerügten Fehler, Verlästerung der Gottheit in Zeiten der Trübsal und Verfluchung derjenigen Bürger, die Nachtheil brachten oder sich vergangen hatten, den Charakter der Griechen überhaupt und insbesondere der Athener trübten. Man denke nur an die sofortige Lösung aller religiösen und sittlichen Bande zur Zeit der Pest: *θεῶν δὲ φόβος ἢ ἀνθρώπων νόμος οὐδέτις ἀπέργε*, sagt Thukydidēs II, 53, sowie an die Verfluchung, welche über Alkibiades und späterhin ebenfalls von Staatswegen über die Bewohner von Amphissa ausgesprochen wurde, wie Solches bei Aeschin. in Otesiph. p. 126, ed. Teubn. zu lesen ist. Ein Pröbchen davon lautet: *καὶ ἐλεύχεται αὐτοῖς, μὴτε γῆν καρποῦς φέρειν μὴτε γυναῖκας τέκνα τίθειν γονεῦσιν εὐκότα, ἀλλὰ τέρατα (!), μὴτε βοσκῆματα κατὰ φρούς γονῆς ποιεῖσθαι ἤτιαν δὲ αὐτοῖς εἶναι πολέμου καὶ δικῶν καὶ ἀγορῶν, καὶ ἐξώλει εἶναι καὶ αὐτοῦ καὶ οἰκίας καὶ γένος τὸ ἐκεῖνον*. Man schaudert und die Feder sträubt sich, so Entsetzliches in ehrlichem Deutsch niederzuschreiben.

Wenn nun Plutarch de Curios. Tom. VIII, p. 59, den Neid als eine Betrübniß über das Glück Andrei definiert, *φθόνος μὲν γὰρ ἐστὶ λύπη ἐπ' ἀλλοτρίοις ἀγαθοῖς*, so paßt das im Allgemeinen auf die Vorstellung der Griechen von den Göttern, in sofern dieselben dem Unglücklichen beistehen und den Glücklichen stürzen. Es ist aber unleugbar, daß die Vorstellung von Gott bei ganzen Völkern wie bei einzelnen Menschen im innigsten Zusammenhange steht mit ihrer eignen sittlichen und geistigen Bildung, und die Gott beigelegten Eigenschaften sind nur die besonderen hervorstechenden Merkmale seiner Bekenner. Dies auf unseren Gegenstand näher angewendet, so braucht man eben nicht von Vorurtheilen gegen die Griechen befangen zu sein, um zu sagen, daß sie und zwar vorzugsweise, mehr als Andre, neidisch waren, oder damit ich es nicht sage, möge Sokrates für mich reden: „Gegen alle Diejenigen, welche sich durch Verstand oder durch irgend einen andern Vorzug vor Anderen hervorthun, hegen wir Neid, falls sie nicht durch täglich uns erwiesene Wohlthaten uns für sich zu gewinnen suchen und uns zwingen ihnen wohlzuwollen“. Helen. Encom. p. 217. Auch sagt Plutarch ausdrücklich, daß das Scherbengericht, womit alle ausgezeichneten Bürger bedroht wurden, nichts anderes war als eine den Athenern wünschenswerthe Beschwichtigung ihres

Neides. Aristid. cap. 7. Eben so unumwunden und in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth ist die hierher gehörende Aeußerung des Aelian. Er erzählt nämlich von der Aufführung der Wolken des Aristophanes und sagt, anfangs habe die Komödie die Athenienser stuzig gemacht vermöge des überraschenden Sujets, denn es sei ein ganz unerwarteter Vorgang und feltener Anblick gewesen, den Sokrates auf der Bühne und in der Komödie dargestellt zu sehen; „nachher aber, weil sie von Natur neidisch sind, *φύσει φθονερούς ὄντας*, und gern die Trefflichsten herabzuwürdigen pflegen, und zwar nicht bloß Staatsmänner und obrigkeitliche Personen, sondern auch und noch mehr Jeden, der sich durch Weisheit und Unbescholtenheit des Lebenswandels auszeichnet, waren diese Wolken eine ganz außerordentlich angenehme Unterhaltung für sie, *ἀκουσμά εδοξεν ἡδιστον αἰδε αἱ Νεφέλαι* und sie klatschten dem Dichter so starken Beifall wie niemals zuvor und schriegen, er habe den Preis errungen, *καὶ ἐβόων νικᾶν* und sie geboten den Aristophanes als Sieger auszurufen und ja keinen Andren“. Aelian. Var. Histor. II, 13. — Wie frühzeitig aber diese Untugend bei den Griechen heimisch und sprichwörtlich geworden ist, zeigen die Verse des Hesiodos:

*Καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοίτεε καὶ τέκνονι τέκτων,
καὶ πωχὸς πωχῷ φθονεῖ καὶ αἰοιδὸς αἰοιδῷ. ἔργ. κ. ἡ. 25, seq.*

Nichtig bemerkt hierzu Götting: Haec non de ambitione vel aemulatione intelligi possunt, bona illa atque laudabili, vel vitio quod, ut Sallustius dicit, propius virtutem est, sed de invidia vere spernenda. Und so finde ich auch beim Alciphron: *δυομενῆς καὶ βᾶσκανος ὁ τῶν χειρόνων ὀφθαλμὸς, φησὶν ἢ παρουμία*, I. ep. XV. Nur so läßt sich die für neuere Leser in hohem Grade auffallende Aeußerung des Perikles in seiner mit Recht als ein Meisterstück der Beredsamkeit bewundernten Leichenrede begreifen, wenn er die schwierige Stellung des Redners damit begründet, daß er sagt, es sei zu befürchten, daß der unfundige Zuhörer die wahrhafte Darlegung der großen Verdienste der für das Vaterland Gefallenen als Uebertreibung aufnehmen werde, aus Neid nämlich, wenn er von Thaten hört, die über sein Vermögen gehen, *διὰ φθόνον, εἴ τι ὑπὲρ τῆν ἑαυτοῦ φῶιν ἀκούοι*; denn soweit lasse man sich wohl Andren ertheiltes Lob gefallen, als Jeder sich das Gleiche zu vollbringen zutraut; was darüber hinausgehe, verwerfe man sofort ungläubig aus Neid, *τῷ δὲ ὑπερβάλλοντι αὐτῶν φθονοῦντες ἤδη καὶ αὐτωτοῦσιν*. Ich glaube nicht, daß einem Redner heut zu Tage unter gebildeten Völkern bei ähnlicher Veranlassung eine solche, den Zuhörern eben nicht zur Empfehlung gereichende Bemerkung nöthig scheinen würde. Daß sie aber damals ganz und gar nicht unnöthig war, Perikles vielmehr seine Landsleute und Zuhörer richtig beurtheilte, geht unter Anderem aus Xenophons Bemerkung in der Apologie des Sokrates hervor. Denn als Sokrates zur Abwehr der ihm Schuld gegebenen Irreligiosität gesagt hatte, die Gottheit lasse ihm oftmals durch das Dämonion Warnungen für ihn und seine Freunde zu Theil werden, da lärmten die Richter, weil sie seinen Worten nicht glaubten und neidisch waren, daß er von den Göttern mehr geehrt würde: *οἱ δικασταὶ ἐδοξύβουν οἱ μὲν αὐστοῦντες τοῖς λεγομένοις. οἱ δὲ καὶ φθονοῦντες, εἰ καὶ παρὰ θεῶν μεζόνων ἢ αὐτοὶ τυγχάνοι*. Xen. Op. Tom. IV. p. 414, ed Thieme. Noch manches könnte hierher gezogen werden, wenn es auf Vollständigkeit ankäme, wie besonders der Mythos vom Prometheus bei Lucian, Tom. I, p. 244, wo den Göttern vorgehalten wird, es gezieme sich für sie nur Geber des Guten zu sein und sich fern von jedem Neide zu halten, *καὶ ἔξω φθόνου παντὸς ἐστάναι*, und wollte man den Spötter, aller seiner Wohlredenheit ungeachtet, für keine Autorität gelten lassen, so kann ich nicht finden, daß selbst der für frommgeltende und gewiß auch nach seiner Weise frommgesinnte Aeschylus die Sache anders aufgefaßt und den Zeus in einem vortheilhafteren Lichte dargestellt habe. Auch konnte er dies nicht einmal wollen, da seine politische Absicht bei der Abfassung dieser, in ihrer Art durchaus meisterhaften Tragödie offenbar dahin ging, den Atheniensen Furcht vor Tyrannenherrschaft und unwandelbare Liebe zur Freiheit einzulösen. Dies näher auseinanderzusetzen, würde nicht schwer halten, aber uns hier zu weit führen und um so mehr überflüssig sein, da das Hauptsächlichste hierüber bereits längst von

Ghr. Gottfr. Schüz im fünften Exkurs des ersten Bandes seiner Ausgabe beigebracht worden ist. Wir können ihm nur beistimmen, wenn er unter Andrem sagt: Quod vero Aeschylus sub Jovis nomine, quem deorum hominumque regem venerabatur populus, tyrannorum injustitiam et crudelitatem castigavit, id sane, si res ad veram aetatis nostrae de dei numine philosophandi rationem exigenda esset, impium et sceleratum populique moribus perniciosum fuisset. Nur hätte er ihn nicht mit dem Beispiel des Homer entschuldigen und nicht fürchten sollen, mit seinem Verdammungsurtheile einen falschen Maasstab an die antike Welt zu legen und zwar aus doppeltem Grunde nicht, erstens weil es auf dem Gebiete der Sittlichkeit für alle Zeitalter nur einen und denselben Maasstab giebt, indem das Sittengesetz mit dem Menschen geboren ist und immer unwandelbar im Großen und Ganzen dasselbe bleibt; es ist der Inbegriff jener ungeschriebenen göttlichen Satzungen, die nicht von heute oder gestern herkommen und auch immerdar in Kraft bleiben, ohne daß Einer zu sagen wüßte, von Wem sie uns gekommen sind. So wenigstens drückt sich treffend die Antigone dem Kreon gegenüber aus: ἀγραπτα κασφαλῆ θεῶν νόμιμα . . . οὐ γὰρ τι νῦν γε κάχθες, ἀλλ' αἰεὶ ποτε | ἔη ταῦτα, κούδεις οἶδεν ἐξ ὅτου γέννη. v. 454, seqq. Zweitens haben schon die großen Weisen des Alterthums, vor Allem Platon, hierüber nicht anders geurtheilt und selbst der Zeitgenosse des Aeschylus, der fromme Pindar, ruft warnend aus: ἐστὶ δ' ἀνδρὶ φάμεν εἰκότος ἀμφὶ δαιμόνων καλὰ, denn fügt er später hinzu: ἀκέρδεια λέλογχεν δαίμωνά κακαγόρος. Olymp. I, 35, 53. — Man kann eben nur sagen, daß die Absicht, an einem auffallenden und eindringlichen Beispiele die Gefahren und Bedrängnisse der Tyrannenherrschaft vor Augen zu stellen, jede andere Rücksicht bei Aeschylus überwogen habe.

III.

Bei Abfassung des Philoktet soll Sophokles die, auch von Schneidewin angeführte, Absicht gehabt haben, „die so weit gekommene Lügenpolitik seiner Zeitgenossen in ihrer das Wohl des Ganzen untergrabenden Wirkung darzustellen, zugleich aber dem Mißtrauen, das er als ihre nothwendige Folge erkennen läßt, zu begegnen“. Ob nun Sophokles diese Absicht wirklich gehabt hat, muß dahingestellt bleiben, aber auffallend ist es, daß in den Sophokleischen Dramen das so häßliche Laster des Lügens, wenn es nur Vortheil bringt, zu wiederholten Malen in Schutz genommen wird. So fragt im Philoktet, v. 108, Neoptolemos den Odysseus, der ihn zu lügen bereden will, hältst du denn also Lügen sagen nicht für schimpflich, „οὐκ αἰσχρὸν ἢ γὰρ δῆτα τὰ ψευδῆ λέγειν“; Odysf. Nein, falls nämlich die Lüge uns Heil und Rettung verschafft. Neopt. Mit welchem Blick erkühnt sich Einer wohl Unwahres auszusprechen? Odysf. Sobald du etwas zu deinem Vortheil thust, so darfst du keinen Anstand nehmen. Durch solche Worte läßt Neoptolemos sich um so mehr bereden, als seine Gewissenszweifel bereits vorher von Odysseus mit schwer widerlegbaren Gründen beschwichtigt worden waren. Denn als der unbefangene, jeder Falschheit abgeneigte Jüngling geäußert hatte, er wolle lieber recht handelnd, seines Zweckes verfehlen, als auf unrechtmäßige Weise zum Ziele gelangen, erwiedert Odysseus: „O Sohn des trefflichen Vaters, auch ich pflegte als Jüngling vormals die Zunge müßig zu lassen, die Hand dagegen zu rascher That bereit zu halten; jetzt aber, wo ich durch Erfahrung Beides erprobt habe, sehe ich ein, daß die Zunge bei dem Menschen und nicht die Thaten Alles lenkt“. Man könnte nun zwar einwenden, der Charakter des Odysseus bringe es so mit sich; der Dichter habe den trügerischen Sisyphiden dem aufrichtigen Neoptolemos gegenüberstellen wollen, gleichsam das Laster gegenüber der Tugend. Ich glaube aber nicht, daß dies die antike Sophokleische Ansicht ist; denn wenn der von Odysseus eingeleitete Betrug für diesen schimpflich war, so traf derselbe Schimpf auch die Götter, welche er nachher zum Beistand anruft, indem er ausruft: „Hermes aber, der Geleiter, der Trugvollstrecker, Ἑρμῆς δ' ὁ πέμπων Δόλιος und die Siegesgöttin Athana

Pollas, die mich beständig schirmt, möge mit uns sein.“ Er ist aber auch sonst nach der Weise, wie ihn uns der Dichter in diesem Stücke schildert, keinesweges ein Mann von tabelhafter Gesinnung. Im Ajax aber wird ihm sogar eine edle Rolle zugetheilt, indem er nicht bloß seinem Feinde großmüthig verzeiht, sondern ihm auch nach dem Tode zum Recht und zur Ehre der Todten, der herkömmlichen Bestattung, verhilft und mit Hand anlegt und mit sich müht und nichts unterläßt, was den besten Männern die Menschen leisten müssen. Es dünkt mir nun nichts weniger als wahrscheinlich, daß ein besonnener Dichter eine und dieselbe hervorragende Persönlichkeit demselben Publikum bald so, bald anders habe vorführen wollen. Schneidewin meint nun, der Dichter habe gerade das Verwerfliche der Lüge dadurch zeigen wollen, daß sie sich als nutzlos erweist und nicht zum beabsichtigten Zweck führt, indem Neoptolemos Neue empfindet und mit seinem freimüthigen Geständniß den ganzen Plan vereitelt. Allein, abgesehen davon, daß diese Vereitelung nur zufällig ist, ein einmaliger Fall, welcher der Allgemeinheit der von Odysseus oben ausgesprochenen Behauptung wenig Eintrag thun kann, zumal Jeder sich erinnert, wie oft Odysseus auf seinen nachmaligen Irrfahrten sich mit der Unwahrheit durchgeholfen hat, — abgesehen davon, hat uns Sophokles selber das Beispiel vom Gegentheil in seiner Elektra aufgestellt. Hier läßt er den Orest im Grunde ganz dasselbe sagen, *δοκῶ μὲν οὐδὲν ῥῆμα σὺν κέρδει κακόν*, v. 61, und der auf solcher Trugrede ruhende Plan und Anschlag wird vollständig zum Verderben der Klytämnestra und ihres Buhlen durchgeführt. Auch hat es ja Phöbus Apollo gerade so gewollt, *ἤγη μοι τοιαῦτ' ὁ Φοῖβος — δόλοισι κλέψαι χειρὸς ἐνδοίκους σφαγὰς*. Ähnliches läßt sich von der, in künstlerischer Hinsicht ganz vortrefflichen, aber dem Inhalte nach ganz auf Täuschung beruhenden Taurischen Iphigenie sagen. Die hier durchgeführte Verückung des Thoas durch gleichnerische Trugreden ist so tief mit dem Wesen des Mythos verflochten, da sich daran der Volksglauben und die Verehrung der Artemis zu Halä angeschlossen, daß der große Götze in seiner meisterhaften Nachbildung, indem er die Iphigenie als zu edel darstellt, um ihre Freiheit nur der Täuschung an ihrem Könige und Wohlthäter zu verdanken, genöthigt war, der Tragödie eine Wendung zu geben, wodurch sie dem antiken Boden gänzlich entrückt und allerdings werthvoller nach ethischer Schätzung, aber zugleich zu einem modernen Schauspiel umgewandelt wird.

Doch auf dem Felde der Dichtung mag Vergleichen unverfänglicher sein, obgleich Niemand in Abrede stellen wird, daß unsere Bewunderung der Tragiker, zumal des Aeschylus und Sophokles mit von dem hohen sittlichen Werthe ihrer Dichtungen und von der nachhaltigen Eindringlichkeit bedingt wird, womit sie die höchsten Ueberzeugungen zu anschaulicher Darstellung zu bringen wissen. Auf praktischem, besonders politischem Gebiete aber sind die Anforderungen an ein dahin gehörendes wissenschaftliches Werk um so strenger, je größer das Ansehen des Verfassers und je einflussreicher deshalb die von ihm vorgetragenen Lehren bei ihrer etwaigen Anwendung im Leben auf das Wohl und Wehe der Völker nothwendig sein müssen. Und Dies gilt ganz besonders vom Platon, einem der ältesten begabtesten und wahrhaft hochgestimmten Lehrer der Menschheit, welchem die ehrende Benennung „der Göttliche“, wenn irgend Einem, mit größter Berechtigung zukommt. Gleichwohl kann es nur eine besremdende Verirrung genannt werden, daß er in seinem Musterstaate, (wo die Gerechtigkeit oder überhaupt die Tugend — denn keine der Kardinaltugenden soll ja bei ihm, noch kann sie fehlen — so sehr an Bedeutsamkeit hervorrägt, daß man zweifelhaft sein kann, ob nicht sämmtliche zehn Bücher vom Staate eine bloße Verherrlichung der Tugend überhaupt sowohl im Privatleben als im öffentlichen Verkehre sein sollen), daß er also hier gerade sagt: *τοῖς ἀρχοῦσι τῆς πόλεως, εἴπερ τισὶν ἄλλοις, προσήκει ψεύδεσθαι, ἢ πολεμίων ἢ πολιτῶν ἔνεκα, ἐπ' ὠφελείᾳ τῆς πόλεως*, de Rep. III, p. 389, B. Wir wollen nicht darüber weitläufig sein, daß er weiterhin seinen ganzen Musterstaat geradezu auf einer, geistreich erfundenen Unwahrheit, — er nennt es selber *ψεῦδος Φοινικικόν τι*, III, p. 414 — aufbaut; denn es ist klar, daß diese Erfindung nicht bloß unangemessen als Unwahrheit ist, sondern

auch un Zweckmäßig, indem sie Das keineswegs zu bewirken vermöchte, was sie soll. Der Staatengründer konnte auf geradem Wege viel sicherer zum Ziele kommen. Wenn nämlich zu der allen Menschen durch unwiderstehlichen Naturtrieb eingepflanzten Anhänglichkeit an das Heimathsland — *μόχθων δ' οὐκ ἄλλος ὑπερθεῖν ἢ γὰς πατρίδος στέρεσθαι*. Euripid. Medea, 651, und *αναγκαίως ἔχει πατρίδος ἔραν ἅπαντας· ὅς δ' ἄλλως λέγει, λόγοισι γαίρει, τὸν δὲ νοῦν ἐκεῖσ' ἔχει*. id. Phoen. v. 358, seqq. — nun noch die auf eigener Erfahrung eines Jeden beruhende Ueberzeugung hinzutritt, daß die Regierenden sich unsere Wohlfahrt angelegen sein lassen, indem uns, soweit dies möglich ist, alle Mittel des Unterhalts und der Bildung zugänglich gemacht werden, ohne daß ungerechte Bevorzugung die Einen über Gebühr erhebt, während sie die Andern schimpflich herabdrückt: so wird sich mit der Gleichheit vor dem Gesetze auch die Brüderlichkeit nebst jeder Bürgertugend einfinden, und Jeder wird bereitwillig den Staat nach seinen Kräften schützen, weil — um mit den Worten des Kreon in der Antigone zu reden — nur der Staat uns in Wahrheit Erhaltung gewährt und nur wenn das Staatsschiff ungehindert seinen Lauf vollbringt, wir uns Freunde und jegliches Gut erwerben:

*τοῦτο γινώσκον, ὅτι
ἢδ' ἐστὶν ἡ σώζουσα καὶ ταύτης ἐπι
πλέοντες ὀρθῆς τοὺς φίλους ποιοῦμεθα*, v. 188, seqq.

Wie man auch immer hierüber denken mag, joviel steht fest, daß Wahrheit und Geradsinn gleich dem Throne der unantastbaren Dike niemals erschüttert werden dürfen und daß, wenn die Wahrheit nicht mehr bei den Regierenden wohnt, sie hiermit in den Staub getreten ist und auch von den Regierten nicht mehr erwartet werden kann. Leider hat sich denn auch jener verderbliche Gang zur Unwahrhaftigkeit überall in Griechenland immer mehr verbreitet und so verderbliche Wirkungen erzeugt, daß Sophokles wohl sich veranlaßt fühlen konnte, im Philoktet seinen Landsleuten ein Spiegelbild vorzuhalten. Doch liegt es in der Eigenthümlichkeit der tragischen Poesie begründet, daß sie ungeachtet ihrer häufigen Beziehungen auf die damalige Gegenwart, doch nur ein mangelhaftes Bild derselben, mehr allegorische Andeutungen als anschauliche Schilderungen zu geben vermag. Eine ähnliche, wenn auch nicht ganz dieselbe Bewandniß hat es mit den Lustspieldichtern, bei deren Darstellungen Wahres von Falschem, Begründetes von Grundlosem so schwer zu sondern ist. Denn wie hoch man auch den patriotischen Eifer anschlage, der ihnen ob der allgemein verbreiteten Laster und Verfehrtheiten die Galle erregt habe: — so lassen sie doch ihren Hauptzweck, die Lachmuskeln in Bewegung zu setzen und das Zwerchfell zu erschüttern, niemals aus den Augen, so wie sie dem erwünschten Zujuchzen der leicht zu verlockenden Menge gern Jeden und Jedes zum Opfer bringen. Eine klare Vorstellung von den damaligen Zuständen erhalten wir dagegen durch gelegentliche Auseinandersetzungen der Redner, unter denen Isokrates wohl die erste Stelle behauptet. Um nur eine Andeutung zu geben, so erinnern wir an Das, was er beiläufig in jener herrlichen Rede sagt, in welcher er den Athenern friedliche Gesinnungen beizubringen sucht. Er findet nämlich in ihrer Bereitwilligkeit zum Kriege nichts als Leichtsin und schlimme Denkungsart. Er sagt: „Wenn ihr über eure eignen Privatangelegenheiten zu Rathe geht, so sucht ihr euch zu Rathgebern solche Leute, die ihr für klüger haltet als ihr selbst seid; falls ihr aber über das Wohl des Staates in der Volksversammlung berathet, so zeigt ihr euch gegen solche Einsichtsvollere mißtrauisch und neidisch; dagegen preiset ihr die Allerelendesten, die auf der Rednerbühne auftreten, und ihr wäthnet mehr Liebe zum Volke bei Trunkenen als bei Rücksternen zu finden, bei Leuten die keinen Verstand haben mehr als bei sehr Geschickten, bei Verschwendern und Verprassern der Staatsgelder mehr als bei Aufopferungsfähigen, die euch mit ihrem eignen Vermögen dienen und die Staatslasten tragen, so daß man sich wundern müßte, wenn Einer erwarten sollte, der Staat werde mit Hülfe solcher Rathgeber einen Fortschritt zum Bessern machen.“ Dabei bezeichnet er die Demagogen geradezu als Menschen, die nicht bloß aller wahren Einsicht entbehren, sondern auch nicht im Entferntesten das Gemeinwohl im Herzen tragen. Isocr. de Pace, p. 161. Dies betrübende Bild erhält eine noch

dunklere Färbung, wenn wir bei Xenophon lesen, daß von der athenienschlichen Bevölkerung gar nichts Besseres zu erwarten war, indem die gemeinen Leute selbst die Verwaltung der Staatsämter zur Befriedigung schnöder Gewinnsucht ausbeuteten: *ὅποσα δ' εἰσὶν ἀρχαὶ μισθοφορίας ἕνεκα καὶ ωφελείας εἰς τὸν οἶκον, ταύτας ζητεῖ ὁ δῆμος ἄρχειν.* De Atheniens. republ. γ'. Nicht nur wirft er den Männern aus dem Volke die größte Unwissenheit, sondern auch die größte Zuchtlosigkeit und Nachlässigkeit vor: Gebrechen, welche in ihrer Armuth begründet seien, durch die sie sich zu Schlechtigkeiten verleiten lassen. Das Allerbedenklichste hierbei ist Folgendes: Xenophon sagt nämlich, das Volk wolle gar keine, durch weise Gesetze wohl eingerichtete Staatsverfassung, insofern damit irgend eine Unterthänigkeit verbunden ist, sondern frei wolle es sein und herrschen; um die Glendigkeit der öffentlichen Zustände aber kümmere es sich wenig: *τῆς δὲ κακονομίας αὐτῶ ὀλίγον μέλει.* Denn sollten bessere Zustände eintreten, so müßten nur die Befähigten mit der Abfassung der Gesetze beauftragt werden und dann die schlimmen Bürger sich von den guten zurechtweisen lassen, welche letzteren dann allein zu Rathe sitzen und nicht leiden würden, daß verrückte Menschen Reden und Volksversammlungen halten: *ἐπειτα κολέουσιν οἱ χρηστοὶ τοὺς πονηροὺς καὶ βουλεύουσιν οἱ χρηστοὶ περὶ τῆς πόλεως καὶ οὐκ ἐάσουσι μαινομένους ἀνθρώπους οὐδὲ λέγειν οὐδὲ ἐκκλησιάζειν.* Ibid. δ' Tom. II. p. 573. ed. Thieme. Das Stärkste in dieser Hinsicht aber scheint mir eine Aeußerung des Theopompos, die sich bei Athenäus findet, wo er sagt, daß das Leben in Athen wegen der neidischen Unliebendwürdigkeit seiner Bewohner — *ἐπασὶ γὰρ εἶσι χαλεποὶ* — die vorzüglichsten Männer genöthigt habe, lieber außerhalb und fern von dieser ihrer Vaterstadt zu leben, wie einen Sphirates, Konon, Timotheus und Andre. Was er aber dann von dem sittlichen Verfall beibringt, kann man nicht ohne innere Erschütterung lesen. Indem er der Schwelgerei des Chares erwähnt und sagt, daß derselbe auf seinen Feldzügen Flötenspielerinnen, Tänzerinnen und gemeine Hetären mit sich geführt und von den zur Kriegsführung bestimmten Geldern einen Theil vergeudet und einen anderen Theil in Athen zurückgelassen habe, für die öffentlichen Redner, für die Verfasser der Volksbeschlüsse und für die Richter unter den gemeinen Bürgern, bemerkt er zugleich, daß das Volk der Athener über ein solches Verfahren keineswegs unwillig gewesen sei, sondern ihn selber deshalb nur um so mehr lieb gewonnen habe, — *ἐφ' οἷς ὁ δῆμος ὁ τῶν Ἀθηναίων οὐδέποτε ἠγανάκτησεν, ἀλλὰ διὰ ταῦτα καὶ μᾶλλον αὐτὸν ἠγάπα τῶν πολιτῶν* — und zwar, fährt er fort, mit vollem Recht, denn sie führten ja selber ein solches Leben, daß die jungen Leute ihre Zeit bei den Hetären hinbrachten, die Bejahrteren aber mit Würfelspielen und ähnlichen Nichtswürdigkeiten; ja das ganze Volk verwendete schwelgerisch mehr Geld für Schmausereien und Fleischvertheilungen als für die gesammte Staatsverwaltung. Athen. XII. p. 532, b. Tom. III, p. 232, ed. Tauchn. — Diesem Gemälde der Entartung stelle man nun die herzerfreuende Schilderung der guten alten Zeit gegenüber, wie sie Isocrates in seinem Panegyricus entwirft und der feinfühlende Dionysius von Halicarnas in wenige kräftige Züge zusammenfaßt. „Wer möchte nicht ein Freund seines Vaterlandes und Volkes werden, oder Wer nicht nach staatsstümlichem Bürgersinn streben, wenn er den Panegyricus gelesen hat? worin Isocrates bei Erwähnung der Tugenden, die den Altvordern eigen waren, sagt, daß die Befreier Griechenlands vom Joche der Barbaren nicht bloß mächtig im Kriege waren, sondern auch von edlem Charakter, voll Ehrbegier und weiser Mäßigung, da sie mehr auf das allgemeine Wohl bedacht waren als auf das eigene, nach fremdem Gute eben so wenig wie nach Unmöglichem strebten, und das Lebensglück nicht nach der Habe, sondern nach Ehrenhaftigkeit abschätzten. Sie hielten es für etwas Großes, ihren Kindern einen neidlosen Reichtum zu hinterlassen, nämlich die Ehre bei den Mitbürgern; sie erachteten einen ehrenvollen Tod für vorzüglicher als ein ruhmloses Leben. Sie sahen darauf, daß nicht bloß gute und bestimmte Gesetze vorhanden wären, sondern auch daß ein wohl angemessenes Benehmen in allem täglichen Verkehr keine Ueberschreitung der vaterländischen Satzungen zuließe. Sie wetteiferten dabei so sehr unter einander in ihrem Bestreben für das allgemeine Beste, daß

sie in Parteiungen auseinander traten, sich zu überbieten suchten, Wer dem Staate mehr Gutes thun werde, nicht aber, Wer mit Unterdrückung der Gegner über die Andern die Herrschaft gewänne. Einen ähnlichen Eifer bewiesen sie auch für ganz Hellas und suchten durch Dienstbesliffenheit die Städte für sich zu gewinnen, und sie vielmehr durch die herzugewinnende Wirkung der Wohlthaten als durch Waffengewalt zu halten und zu behaupten. Auch war hierbei ihr gegebenes Wort zuverlässiger als jetzt ein Eidschwur, und sie mochten lieber durch Verträge verpflichten als durch Zwang nöthigen; während sie gegen Schwächere ein solches Verfahren beobachteten, als sie von Mächtigeren etwa gegen sich selber hätten beobachtet wissen wollen, lief ihre ganze Ansicht darauf hinaus, daß sie zwar ihre Städte als ihnen gehörend ansahen, aber doch Hellas als ihr gemeinsames Vaterland verehrten". Dionys. Halic. de Isocrat. Judic. 5. — Auf solche und ähnliche Stellen sollte Derjenige besonders nicht verfehlen hinzuweisen, welcher für die heranwachsende Jugend die alten Schriftsteller herausgiebt oder bei Erklärung der vaterländischen Dichter auf die hellenischen Quellen zurückgeführt wird, weil ein solches Verfahren doppelt erspriesslich in unserer Zeit sein würde, wo bei vielfacher Erschlaffung urdeutscher Kernhaftigkeit eine Verjüngung mannhafter Gesinnung aus dem ewig frischen Born classischer Kalofagathie Noth thut. Gleichwohl scheint mir schließlich folgende Bemerkung nicht ganz aller Beachtung unwerth zu sein. Wenn nämlich bei Herausgabe der alten Schriftsteller die Absicht auch darauf gerichtet wird, dem jugendlichen Leser nicht bloß ein lexikalisches und grammatisches Verständniß derselben, was allerdings das Erste und Unerläßlichste bleibt, zu eröffnen, sondern ihn auch zu einem tieferen Eindringen in den Gehalt und Geist der meist ebenso gedankenreichen als künstlerisch vollendeten Schriften vorzubereiten: so ist es allerdings sehr löblich und nützlich auf die Schönheiten in denselben hinzuweisen, insofern es bei ihrer reichen Anzahl und ihrem augenfälligen Glanz noch eines besonderen Fingerzeiges bedarf; aber es dünkt mir zugleich angemessen, auch auf das etwa Versehrte und Unhaltbare aufmerksam zu machen und zwar in ähnlicher Weise, wie es bereits die alten Kritiker, namentlich Aristoteles und Dionysius von Halicarnas gethan, indem nur auf diesem Wege eine umfassende Kenntniß erzielt und die Geschmacks- und Sittenbildung wahrhaft gefördert werden kann. Den Wahn aber von einer makellosen Vortrefflichkeit jener Meisterwerke sollte der Humanist weder selber hegen noch ihn bei den ins Heiligthum der Wissenschaft einzuführenden Jünglingen zu nähren suchen, zumal er sich als Nebelgebilde vor der Sonne der Wahrheit doch nicht behaupten kann. Eine Schwächung des Ansehens der Klassiker oder Verminderung des Eifers bei den Lernenden ist davon nicht zu befürchten, da des Großen, ja Unerreichbaren noch so viel bleibt, daß Wer diese hellenischen Musen einmal kennen gelernt hat, den Umgang mit ihnen allen Sirenen vorzieht.

Karl Rosenberg.